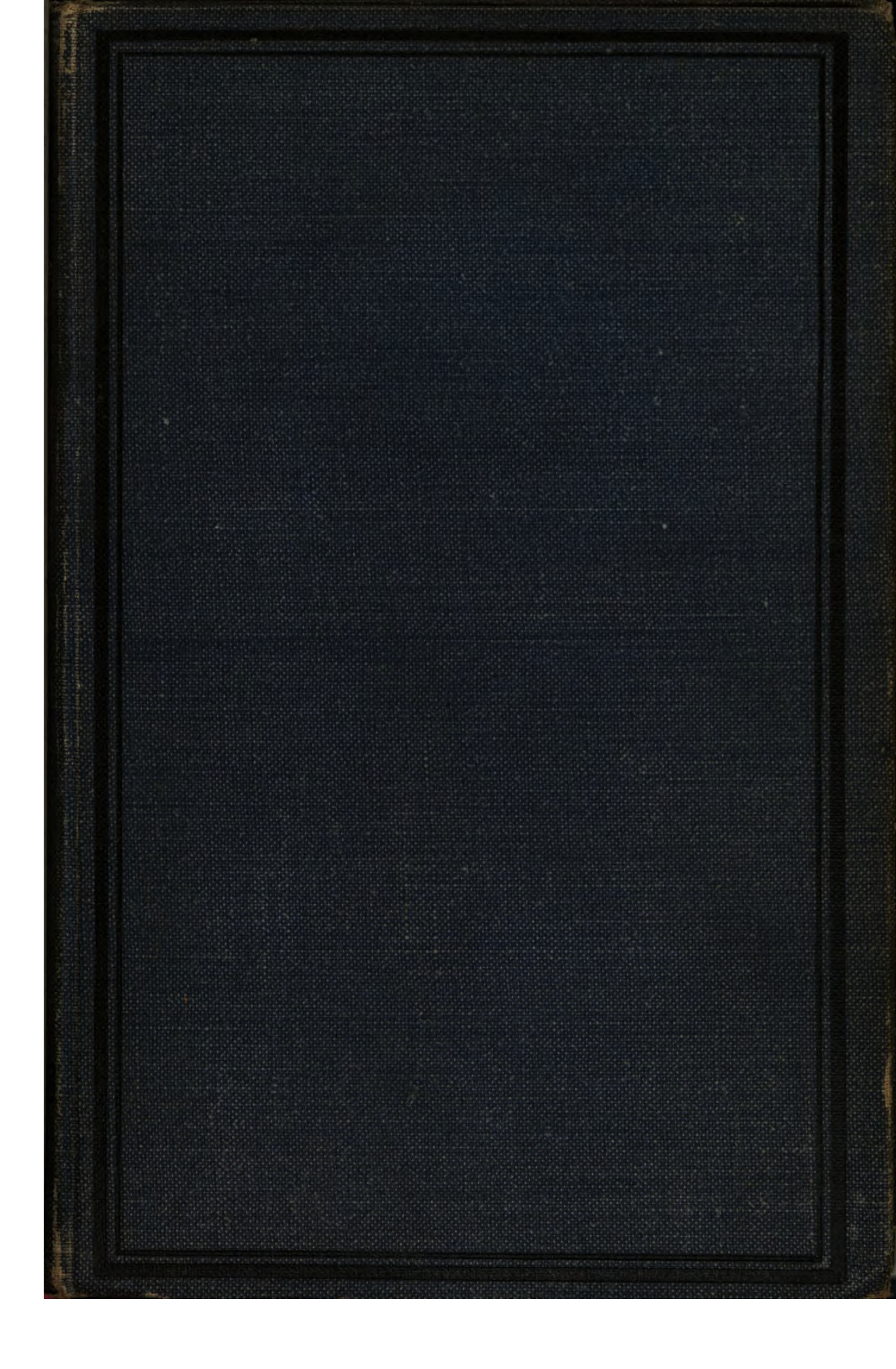
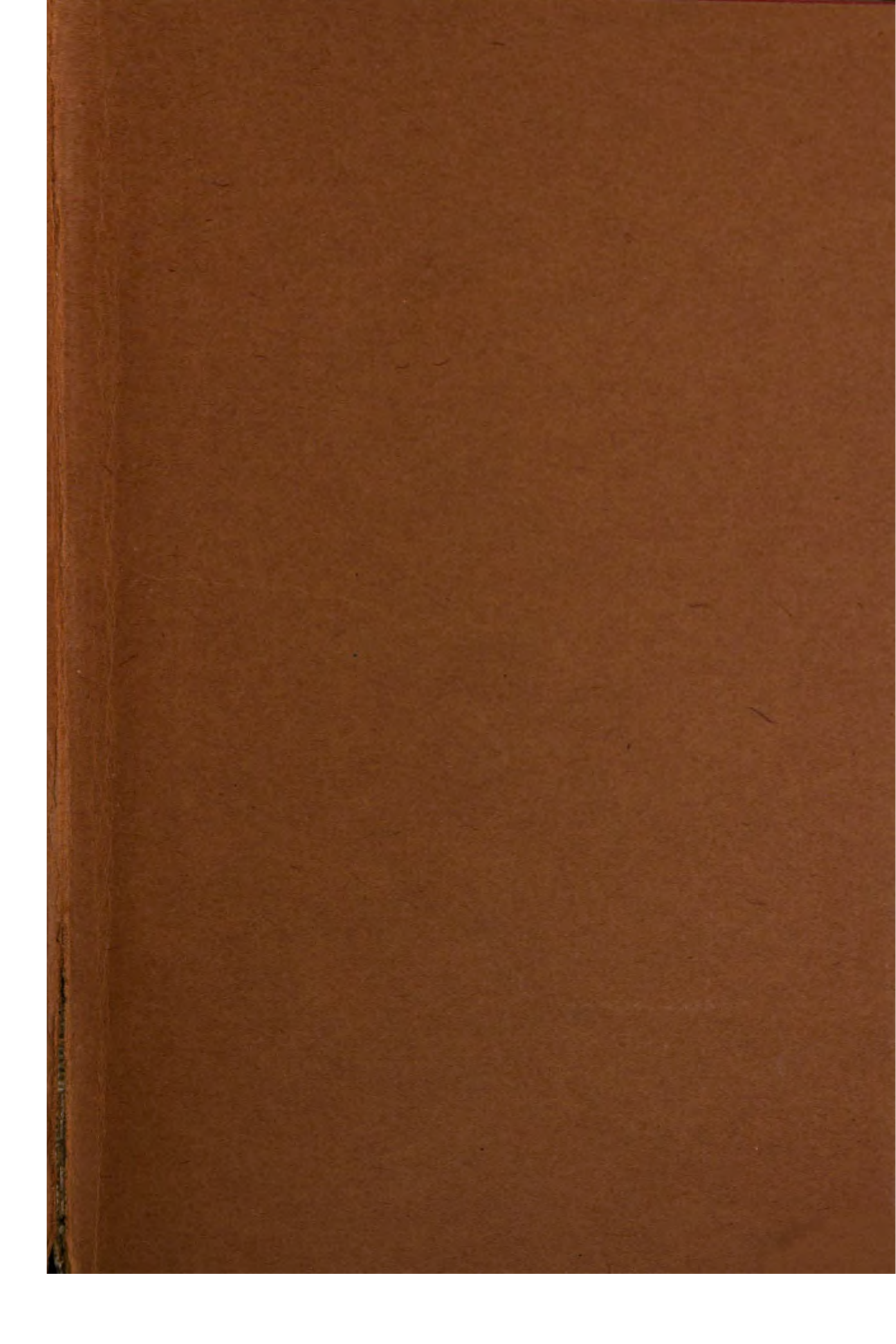
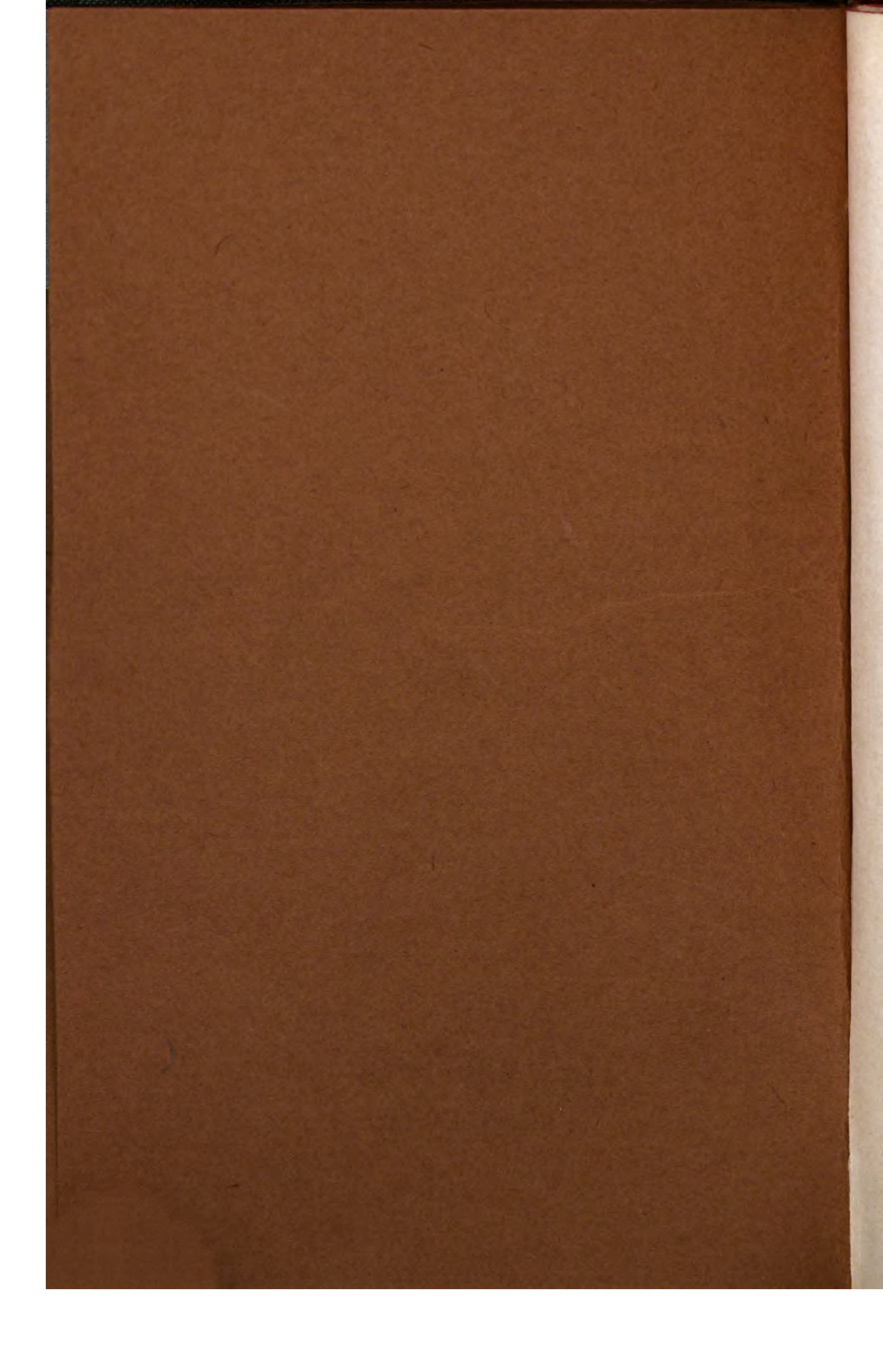




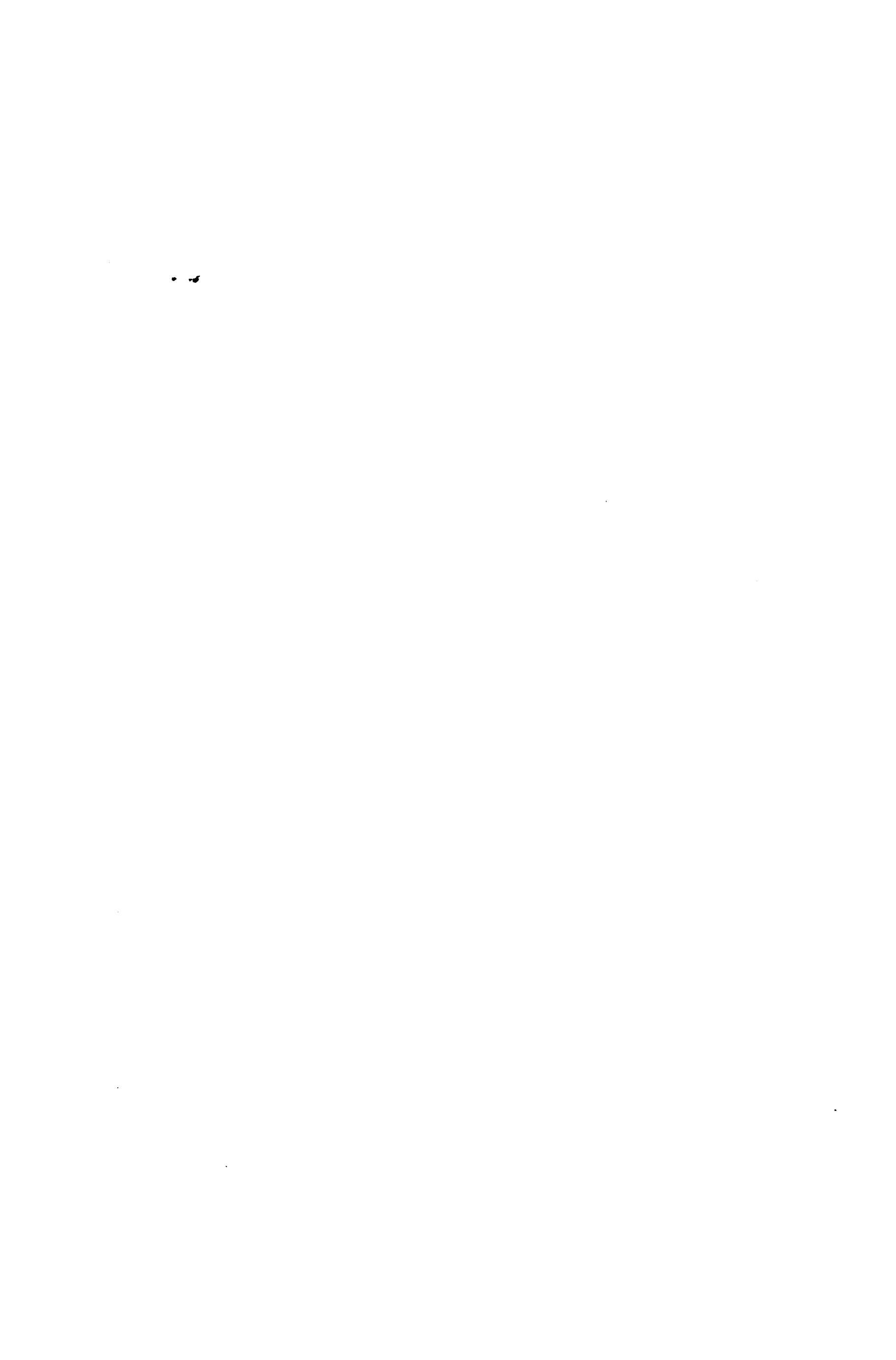
SIGILLVM·COLLEGII·COLVMBIAE·NOVI·EBORACI
IN LVMINE TVO VIDEBIMVS LVMEN





Verbundene Augen.

Zweiter Band.



Verbundene Augen.



Roman

von

Max Kretzer.

Zweiter Band.



Berlin W. 35.
Carl Duncker's Verlag.
1899.

I.

Mit verbundenen Augen hatte sich Trolla seinem Liebesglück überliefert, und mit verbundenen Augen tappte er in den Familienmorast hinein, der seine Anschauungen von Sitte und Recht herabzuziehen drohte. Er empfand die unangenehme, widerwärtige Berührung, die nach seinem ganzen Besitz verlangte, aber die Leidenschaft des Herzens hatte ihn blind gemacht.

Er sah nur die Perle im Schmutz, die ihn mit heißem Begehren erfüllte. Ihr steter Anblick blendete ihn, ihr sanfter Glanz lockte ihn über den schwankenden Grund hinweg. Sie ihrer unsauberen Lage zu entreißen, sie ganz sein Eigen nennen zu dürfen, um sich ihrer an den reinen Strahlen der Lebenssonne zu erfreuen, darnach lechzte er.

Aber wie? Womit? Das war die Frage, worüber er sich in einsamen Stunden den Kopf zerbrach. Noch war er besonnen genug, sich zu sagen,

daß eine baldige Trennung von Emmys Eltern das Beste sei. Aber das konnte nur nach der Hochzeit geschehen, und so dachte er allen Ernstes schon an Eheschließung, so lächerlich es ihm auch erschien, als junger Mann ohne Beruf den eigenen Herd zu gründen.

Hiller, dem er sich halb und halb anvertraut hatte, bestärkte ihn in dieser Ansicht. Der Freund hatte vor Kurzem ebenfalls sein erstes Examen gemacht und arbeitete nun mit Trolla am selben Gericht. „Mensch, ich weiß garnicht, was Du willst! Du hast ein fabelhaftes Glück," sagte er in seiner burschikosen Weise eines Spätnachmittags, als Beide langsam durch den Thiergarten nach Berlin bummelten.

„Wenn ich nur den vierten Theil davon hätte, so würde ich auf der Stelle einen salto mortale machen, daß Renz seine Freude daran haben würde . . . Das war wieder einmal schön gesagt, was?" unterbrach er sich, und fuhr dann fort: „Du heirathest doch die Tochter und nicht die Alten. Die hältst Du Dir einfach nach und nach vom Halse, soweit es eben geht, um die verwandtschaftlichen Gefühle nicht zu verletzen. Ueber ihre Unbildung brauchst Du Dir wahrhaftig keine Scrupel

zu machen. Du lieber Himmel, wenn zwei Drittel aller wohlerzogenen Schwiegersöhne darüber ihre Erfahrungen zum Besten geben wollten, was käme da Alles zum Vorschein!“

Trolla hätte ihn gern unterbrochen, weil seine Abneigung gegen Dankelberg tiefer lag, aber er hätte ihn dann in Dinge einweihen müssen, die er nicht berühren wollte. So ließ er den Collegen ruhig weitersprechen.

Und Hiller begann seine Erfahrungen darüber gründlich auszupacken. Non olet sei die heimliche Devise, die alle ehrgeizigen jungen Männer, auch die von Talent und Geist, über die sichere Brücke zur Existenz führe. Es wäre Blödsinn, die armen gehaltlosen Referendarien und Assessoren davon auszuschließen. Verheiratheter Amtsrichter ohne Mitgift zu werden? Er denke schon mit Grauen daran, falls seine Großtante sich weiter lebend mumificiren sollte und er eine unverantwortliche Neigungsdummheit „ohne jeglichen Zuschuß“ begehen würde, was bei seiner angeborenen, idealen Beschränktheit leicht möglich sein könnte. Dann schon lieber Junggeselle bleiben und sich nach und nach zum Stammtischonkel heranbilden!

Zum Beweise für seine Theorie zählte er einige

Ehepärchen auf, von deren schöneren Hälften er zufälliger Weise wisse, welchem Milieu sie entstammten. Ein sehr findiger Arzt habe die Tochter einer früheren Gesindevermietherin geheirathet; ein bekannter Rechtsanwalt habe es mit der Einzigen eines Fuhrherrn gewagt, der vor zwei Jahrzehnten noch selbst seinen Kremser nach Treptow gelenkt habe; und von einem Pfarrer munkle man sogar, daß er einen würdigen Geldbriefträger für nicht zu schlecht als Schwiegervater befunden habe.

Für gewisse Berufe, die sich auf ihren Altentheil gesetzt hätten, gebe es eine schöne Standesauszeichnung, die man sich selbst zuertheile und worin man tausend gewerbliche Sünden und ebenso viele gesellschaftliche Unarten gnädigst zudecke. Diese Auszeichnung heiße „Rentier“ oder „Rentiere“. Beides habe sich zu einem großen Begriff entwickelt, in dem viele Menschen absolut Nichts mehr von Unbildung, schlechter Erziehung oder sogenannter Vergangenheit erblicken könnten.

„Die Hauptsache ist, Du hältst Dir den Alten warm, damit er nicht den Daumen auf den Geldsack hält,“ schloß er, „denn Moos soll ja mächtig da sein, wie der Assessor mir sagte. Der Kerl scheint Alles zu wissen.“

Trolla horchte auf und schreckte leicht zusammen. Er erwartete, daß noch irgend ein Zusatz käme, der sich den vorhergegangenen Enthüllungen Hillers würdig anreihen könnte, aber dieser zeigte sich völlig harmlos und schien seine Kenntniß darüber erschöpft zu haben.

Auf Westend war Rennen gewesen. Eine unabsehbare Wagenreihe führte die Schaulustigen nach Berlin zurück und schuf ein buntbewegtes Bild, das wie ein endloses Panorama an ihnen vorüber rollte. Staubwolken wirbelten auf, verhüllten die Beine eines Trakehners, ließen die lichtgekleidete Dame auf dem Bock des Gigs wie ein flüchtiges, zartes Bild erscheinen, bis sie wie ein Nebel die ganze Straßenbreite füllten, hinter dem der jagende Zweiräder in weiter Ferne bereits verschwand.

Aber der Duft des Thiergartens konnte nicht erstickt werden, trotz der Hitze, die wie ersterbendes Glühen auf den regungslosen Blättern lag. Der starke Wohlgeruch der Linde durchströmte die Luft und legte sich wie betäubend auf die Sinne, die, schon halb erschlafft, beim Anblicke dieser farbigen Welt aufs Neue ermuntert wurden.

Gewimmel der Fußgänger auf der einen Seite, und jenseits auf dem Reitweg moderne Amazonen

in Begleitung ihrer Cavaliere, im gleichen Galopp mit den Damen. Inmitten kleiner Cavalcaden blitzende Uniformen, aristokratische Erscheinungen in Civil, Attachés irgend einer Botschaft, die den Blick besonders fesselten.

Hier Pferdegetrappel und aufspritzende Erde, dort lärmende Kinderscharen, die sich in Begleitung ihrer Bonnen auf den Wegen tummelten, den Passanten vor die Beine liefen, ihre Wägelchen stießen und zogen und sich schließlich zwischen die Erwachsenen auf den Bänken drängten, sodaß die ehrwürdig-alten Pärchen, die hier Erholung suchten, lächelnd sich zusammen drückten. Und über dieses ganze schillernde Bild, das die Nähe der Weltstadt verrieth, huschten schräg durch das Laubwerk die verirrten Strahlen der versinkenden Sonne, schufen warme, hüpfende Reflexe und warfen auch ihren Glanz auf den alten Invaliden, aus dessen abgenutztem Leierkasten noch immer die Melodie des Pariser Einzugsmarsches klang.

Drei Pferdebahnwagen, bis zum Verdeck vollgepfropft, zogen in kurzen Abständen schwerfällig vorüber. Eine Mailcoatch lenkte als Seltenheit die Blicke der Menge auf sich, hoch oben dicht besetzt mit Gardedragoneroffizieren und ihren Damen.

Equipagen, Droschken, Kremser und jene zweifelhaften Gefährte, die findige Budiker oder Grünkramhändler durch einige Querbretter und Lederkissen zu „Luxuswagen“ umgewandelt hatten, folgten in schönstem Durcheinander.

„Lupus in fabula!“ rief Hiller plötzlich aus und machte Trolla auf einen Break aufmerksam, dessen etwas lahmer Gaul nach einem lauten Peitschenknall aus seinem Gleichtritt gerieth und wie bedauernd den Kopf bewegte.

Die Leine führte Eckler, und ihm zur Seite, in duftiges Weiß gekleidet, saß Rosa, die mit ihrer kleinen Plantage auf dem Kopf einen feschen Eindruck machte. Sie schien sich heute ganz besonders zu fühlen, denn kaum hatte sie, da der Wagenzug stockte, die früheren Stammgäste erblickt, als sie lächelnd einen Kopfnicker machte und dann ihrem Freunde den nöthigen Wink gab.

Auch der „Assessor“ hatte die Gnade, sich den Beiden bemerkbar zu machen, indem er die Peitsche senkte und den Oberkörper zu einer leichten Verbeugung zwang. Unstreitig kam er sich im Augenblick wie ein Sportsman vor, der die Manieren eines Gentleman beweisen müsse. Dann wandte er den Kopf nach rückwärts, um Dankelberg, der

auf dem einen Seitensitz zwischen zweifelhaften Gestalten eingeengt saß, auf Trolla hinzuweisen.

Es schien, als wollte der Alte sich erst verkrümeln, denn er zog den Kopf auffallend zur Seite. Dann aber, als er bemerkte, daß er bereits erkannt war, winkte er dem Bräutigam seiner Tochter eifrig wie zum Gruße zu.

„Eine nette Gesellschaft, wie es scheint," sagte Hiller, als der Wagen davon rollte. „Der Assessor kommt mir doch verdächtig vor. Er hat so anrüchigen Verkehr. Spieler, Buchmacher und Wechselreiter. Und den Onkel von damals — hast Du ihn gesehen? Frech wie Oskar begrüßte er uns. Es soll ein ganz gefährlicher Halsabschneider sein. Es ist nämlich jener Kerl, den ich Dir damals empfahl, als Dein Bruder in der Klemme war. Hoffentlich ist er nicht verwandt mit Deinem Schwiegervater in spe."

Trolla schwieg. Sofort wußte er, daß Hiller noch keine Ahnung von dem richtigen Zusammenhang der Dinge hatte. Einige Augenblicke schwankte er, ob er sich ihm ganz anvertrauen sollte, um noch mehr aus ihm herauszuholen, denn das Wort „Halsabschneider" bohrte plötzlich in ihm, als hätte er Gift genossen. Wenn man bereits so öffentlich

darüber sprach, dann mußten alle seine Zweifel ein Ende haben.

Aber zum ersten Male in seinem Leben schämte er sich eines Menschen, hatte er nicht den Muth, seine so oft bewunderte Unerschrockenheit zu beweisen. In diesem Augenblick fühlte er jene tiefe Erniedrigung, die selbst starke Naturen überkommt, sobald ihre Selbstwürde sie zwingt, gegen besseres Wissen zu leugnen.

„Wer kann für Namensvetterschaft," warf er ein, den Blick zu Boden gesenkt. Dabei war es ihm, als stritte er auch die Freundschaft dieses vortrefflichen Collegen ab, zu dem ihn mehr als oberflächliche Gesinnung hingezogen hatte.

Dann verharrte er in lauernder Erwartung. Es wäre ihm eine Wohlthat gewesen, wenn jetzt Hiller ihn plötzlich der Unwahrheit geziehen hätte, ihn einen Feigling genannt haben würde, auf der Stelle den Bruch mit ihm vollzogen hätte.

Dieser jedoch schritt ahnungslos neben ihm her, freute sich seiner göttlichen Laune und machte allerlei Glossen, um das einstige frische Lachen Trollas herauszufordern.

„Hat sich Dein frère wieder rangirt?" fragte er dann, als das Gespräch eine Wendung nahm.

Trolla erwiderte, daß Alles im besten Gange sei. Das war allerdings nur eine Ausrede, enthob ihn aber des näheren Eingehens auf die Frage. In Wahrheit wußte er kaum, wie die Sache stand. Arthur hatte darüber nichts mehr verlauten lassen, und so nahm er an, dieser habe sich vielleicht schon seinem zukünftigen „Moosvater" anvertraut und sehe nun sorglos dem Fälligkeitstage des Wechsels entgegen. Nach Andeutungen seiner Mutter, die ihm launig geschrieben hatte, daß auch mit dem „Herrn General in spe etwas im Gange" sei, entnahm er, daß es sich um die jüngste Tochter eines Großkaufmanns handele, in dessen Salons der Bruder hin und wieder als „Tapete" geglänzt hatte.

Auf seine Verlobungsanzeige, in der Dankelberg als Rentier figurirte, hatten Mutter und Schwester ihm herzliche Gratulationen gesandt und die Hoffnung ausgesprochen, das „Bräutchen" baldigst kennen zu lernen. Alle zeigten sich garnicht so überrascht, wie er erwartet hatte. Die Mutter namentlich fand es ganz vernünftig, ihn jetzt schon an die Solidität gebunden zu sehen.

Ein Rentier, das war doch Etwas! Der Mann, der „ihrem Jungen von Officier" ein bedeutendes Darlehn zur Deckung seiner Schulden

gewährt hatte, mußte entschieden Geld haben und sonstige vortreffliche Eigenschaften besitzen, die ihrem Jüngsten für die Zukunft zu Gute kommen mußten. Nun durchschaute sie, daß seiner Vermittelung jedenfalls Arthur das Darlehn zu verdanken habe. Sie hütete sich aber wohl, etwas darüber verlauten zu lassen, um ihre Discretion Dankelberg gegenüber zu wahren.

„Was für reizende Briefe Deine Braut schreibt," hieß es dann in einer anderen Zuschrift. „Fränzchen und ich sind entzückt davon und erwarten sehnlichst ihr Bild."

Und als die Photographie dann in Hannover eingetroffen war, wurde eine neue Lobeshymne angestimmt, in der die Wendungen „sehr sympathisches Gesicht", „kluge Augen", „hübsches, nettes Mädel" ihn besonders angenehm berührten. Das war ganz dazu geschaffen, ihn in seinem Hangen und Bangen zu trösten und seinen Muth beim Nehmen aller Hindernisse zu stählen.

Herr und Frau Dankelberg blähten sich ganz gehörig mit ihrem „Schwiegersohn, dem Herrn Referendar".

Der Alte zeigte sich jetzt von einer Gemüthlichkeit, die Trolla bezaubernd genannt haben würde,

wenn er mehr Sympathie für ihn empfunden hätte. Er traute aber diesem Blicke nicht, der zu oft seitwärts ging, als wären immer verdächtige Nebengedanken vorhanden.

Dafür strahlte seine Ehehälfte um so mehr gerade aus, zeigte sie sich andauernd mit der liebenswürdigen Offenheit, durch die sich Trolla von Anfang an bezwungen gefühlt hatte. Je familiärer der Alte jetzt mit ihm verkehrte, weil zu Hause seine Gewöhnlichkeiten zum Durchbruch kamen, um so rücksichtsvoller gab sie sich, um die Verstöße des Alten dadurch wieder gut zu machen.

Und da sie empfand, daß sie ihrem guten Willen auch die gute That folgen lassen müsse, so begann sie Trolla als ihren Tischgenossen zu betrachten, den man durch Leckerbissen auszuzeichnen habe.

„Es wäre doch gut, wenn Felix ganz bei uns äße, rede doch einmal mit ihm," sagte sie zu Emmy, die über diese Zumuthung sehr entrüstet that, bei sich aber den Vorschlag ganz annehmbar fand. Schon um des Geliebten willen, dessen mannigfache Entsagungen ihr nicht entgangen waren.

Trolla wollte von einem Freitisch nichts wissen, denn er fand dieses Ansinnen wie eine Art Be-

leidigung, trotzdem Emmy ihm einredete, daß ihre Mama es „wahrhaftig“ gut meine. Dann aber schuf man eine Art Compromiß, indem man überein kam, daß er sich gegen geringes Entgelt in Pension gäbe. Und so willigte er ein, gedrängt durch die Einflüsse auch von außen.

Die letzte Monatssendung aus Hannover war schon so beschnitten gewesen, daß er nur mit Noth und Mühe sein Dasein hatte fristen können, und nun theilte ihm die Mutter mit, daß sie nicht mehr die Möglichkeit sehe, ihn durchzubringen. Er hatte das schon längst erwartet, und so stand er vor einer vollendeten Thatsache, die ihn mit Schrecken erfüllte.

Er wußte, daß diese Zeilen unter Thränen geschrieben waren, aber doch unter den Thränen einer Mutter, die sich sehr bald beruhigt haben mußte, denn in dem unausbleiblichen P. S. war die Andeutung enthalten, ob „Herr Dankelberg“ sich nicht bereit finden würde, ihm über die „schreckliche, gehaltlose Zeit“ hinwegzuhelfen. Derartige Zugeständnisse kämen sehr oft im Leben vor, manche Schwiegereltern erwarteten das garnicht anders. Er persönlich mit seiner in Aussicht stehenden Carrière biete doch auch Etwas, was man nicht

verachten dürfe. Durch ein offenes Aussprechen würde man sich in dieser Beziehung vielleicht vor mancher Enttäuschung bewahren.

Die gute Alte! Wie practisch sie gleich dachte, um sich und ihm das Leben zu erleichtern.

Zum Glück brauchte er nicht mit dem Alten an einem Tisch zu sitzen, da für ihn am späten Nachmittag allein servirt werden mußte. Dann theilte nur Emmy seine Gesellschaft, die sich um ihn bemühte, als wäre sie bereits eine kleine Hausfrau, die dem lieben Gatten jeden Wunsch an den Augen absehen müßte. Es schmeckte ihm dann auch vortrefflich, viel besser als in der Kneipe, und er mußte Frau Dankelbergs Küche alle Anerkennung zollen.

Bei dieser kräftigen Hausmannskost, die stets reichlich zugemessen war, tauchten die Erinnerungen an die Heimath auf, wo die Frau Regierungsrath auch darum besorgt war, daß sie Alle satt würden. Und so griff er immer noch einmal kräftig zu, weil er von jeher ein starker Esser gewesen war.

Das Stück Magenfrage, das sich hier im Kleinen abspielte, verfehlte ihre Wirkung nicht. Er vergaß das Unangenehme seiner Umgebung, sah nicht mehr so schwarz und neigte sich schon dem Stadium

zu, wo man über solche Dinge milder zu denken pflegt und leidenschaftslos die Ereignisse an sich herantreten läßt.

Das lustige Geplauder Emmys, die sich dieses Vorfrühlings der zukünftigen Ehe von Herzen erfreute, würzte ihm noch die Speisen besonders, bildete gleichsam die nöthige Erheiterung nach der Tretmühle des Tages. Sie hörte ihn gern sprechen, weil die scharfe und reine Aussprache des Hannoveraners sich wie Musik in ihr Ohr schmeichelte, und so forderte sie ihn durch Fragen fortwährend heraus, ihr drollige Geschichten aus seinem Berufe zu erzählen, die das Amtsgeheimniß vertragen konnten.

Hin und wieder lief eine kleine Umarmung damit unter, auch ein Küßchen, damit er auch in dieser Beziehung immer im besten Geschmacke bleibe.

Frau Dankelberg saß während dieser Zeit im Musikzimmer auf einem Sessel und schlief den sorglosen Schlaf aller jener gutmüthigen Mütter, die ihre Töchter bereits als Braut gut aufgehoben wissen.

Der einzige Störenfried war dann Tante Laura, die wie auf Schleichschuhen ohne zu klopfen hereintrat und so that, als hätte sie am Büffet

oder am Wäscheschrank irgend Etwas zu thun. Sie sprach kein Wort, aber aus ihrer kalten, still beobachtenden Miene errieth Trolla sofort, daß sie nur die Gelegenheit benutzen wollte, um durch ihr Erscheinen Beide zu ärgern.

Sie haßte ihn und zwar mit dem ganzen Ingrimm verschlossener Naturen, die verdammt dazu sind, ihren tiefen Groll lautlos mit sich herumzutragen. Das empfand er tagtäglich, sobald er das Rauschen ihres Kleides vernahm; er verspürte es auch an ihren nur halb geöffneten, verschleierten Augen, ihrem boshaften Achselzucken, das sie als ständige Antwort auf seine Fragen bereit hatte, weil sie nicht die Verpflichtung fühlte, ihm über gleichgiltige Dinge Rede zu stehen. Und im Geiste glaubte er dann ihre spitze Bemerkung von damals zu hören: „Sie miethen es ja doch nicht," womit sie ihm ihre Geringschätzung beweisen wollte.

„Laß sie nur," sagte Emmy lachend, „je höflicher Du bist, je mehr muß sie sich beschämt fühlen. Damit besiegt man schließlich auch seine Feinde."

Es hätte dieser Ermunterung erst garnicht bedurft, denn sein Benehmen blieb stets unverändert. Niemals verleugnete er seine gute Erziehung, so

daß seine Artigkeit bald im ganzen Hause sprichwörtlich wurde und die Nachbarsleute ihn mit jenem Anstand begrüßten, den eine sympathische Erscheinung unter allen Umständen herausfordert.

Auch wenn er Arm in Arm mit Emmy durch die Straße ging, wurde er von den neugierigen Gesichtern an den Fenstern und in den Läden mehr beachtet als ihm lieb war.

Dieser abgelegene Winkel, der sich wie eine stille Seitenader des großen, ewig pulsirenden Körpers Berlin ausnahm, war ganz dazu geeignet, Klatschereien hin und her zu tragen und Hinz und Kunz in die Töpfe blicken zu lassen. Wie eine kleine Welt für sich, die nur durch lose Fäden mit der großen, glänzenden da draußen zusammenhing, beobachtete man jede Erscheinung auf der Straße, übte man die Kritik der Krähwinkelei, bekümmerte man sich nach Art der Kleinstädter um des Nebenwohners Freud und Leid.

Schon das laute Rollen eines Wagens erregte Aufsehen und lockte an die Scheiben.

„Guten Morgen, Herr Referendar,“ begrüßte ihn mit einer höflichen Verbeugung der Kolonialwaarenhändler, wenn er zufällig in der Ladenthür

stand. Dankelbergs waren gute Kunden und so durfte die Ehrfurcht nicht verletzt werden.

„Diener, Herr Doctor,“ sagte laut der Barbier und verrenkte sich zu dem nöthigen Bückling.

Der Cigarrenhändler im dritten Nachbarhause jedoch glaubte sich am beliebtesten zu machen, wenn er schon mit dem „Herr Assessor“ hervorrückte, denn Trolla verschmähte es nicht, bei Gelegenheit diesen „Fabrikanten eigener Sorte“ in Nahrung zu setzen.

Im Geheimen aber zeigte sich der Pferdefuß.

„Da geht Schuster Dankelbergs Schwiegersohn,“ hieß es in sicherem Versteck. „Mit Gepäck sogar,“ fügte eine unlautere Seele beim Anblick Emmys hinzu. „Der sagt sich auch, Geld riecht nicht.“ — „Und Wucherzinsen schmecken süß —.“ „Ob er die Felle schon gezählt hat, die der Alte Anderen über die Ohren gezogen hat?“ fragte ein Dritter und erntete wohlfeiles Lachen dafür. „Eigentlich hat sie doch großes Glück — ein hübscher Kerl,“ fiel irgend Jemand ein, der in den Schatten auch ein wenig Licht hineinwerfen wollte. „Was heißt Glück! Wo die Musikanten sitzen, da finden sich auch bald die nöthigen Zuhörer.“

Und am Fenster einer niedrigen Weißbierstube

im Parterre stand Fritz, schmierte sich gerade sein Billardqueue mit Kreide ein und dachte bei sich, während sein Blick über die grünen Drahtvorsetzer hinweg auf die Straße schweifte: „Da geht ja der zukünftige Herr Rechtsverdreher mit der Falschen! Wie sie sich Beide haben! Na, die Sache wird schon schief gehen.“

Und um seinem Aerger noch größeren Ausdruck zu geben, stieß er so kräftig los, daß der Ball über die Bande flog. Seit seinem Besuche bei Trolla schmollte er mit der Familie Dankelberg, und so hatte er ihre Wohnung nicht mehr betreten. Dafür hielt er sich jetzt fast alltäglich hier in seinem Stammlokal auf, um wenigstens in der Nähe der noch immer heiß Angebeteten zu sein und sich bei Gelegenheit ihres Anblicks erfreuen zu können. Denn Emmy ließ sich auch bei seinen Eltern nicht mehr sehen, um den Vorwürfen des Kleinen zu entgehen.

So spähte er wie ein Luchs umher, horchte überall herum und gab sich der stillen Hoffnung aller unglücklich Liebenden hin, er werde eines Tages doch noch erhört werden und den Nebenbuhler noch in letzter Stunde aus dem Felde schlagen.

II.

In den Gerichtsferien wollte Trolla seine Braut den Angehörigen in der Heimath vorstellen. Emmy freute sich schon kindisch darauf, die Bekanntschaft von Mutter und Schwester des Geliebten zu machen, als alle ihre Hoffnungen darauf jäh wieder vernichtet wurden.

„Wir können nicht reisen, es ist unmöglich,“ sagte Trolla eines Morgens zu ihr, nachdem er am Abend vorher schon alle Dispositionen getroffen hatte. Da er ihr seit dem Tage, wo sie sich ihre Liebe gestanden hatten, niemals etwas verschwiegen hatte, so zog er sie sofort in sein Vertrauen. Es war ein ganz merkwürdiger Brief von Hause eingetroffen. Die Mutter fragte über gewisse Dinge an, vor deren Erörterung ihm im Geheimen längst gebangt hatte.

Arthur habe ihr eine ganz schreckliche Enthüllung gemacht, zu der sie nicht wüßte, was sie sagen sollte, wenn es sich so verhielte. Ob es wahr

wäre, daß die Familie Dankelberg sehr anrüchig sei und sein zukünftiger Schwiegervater zu den sogenannten Geldvermittlern gehöre, die unreinliche Geschäfte machten?

„Mein Sohn, reiße Dich los, löse das Verhältniß mit Anstand, bevor es zu spät für Dich ist. Lieber will ich das Letzte hingeben, um Dich vor der Verbindung mit einer Familie zu bewahren, die unserer unwürdig ist und mit der wir keinen Verkehr haben können. Bedenke Deine ganze Carrière, vergiß nicht, was Dein Vater war und daß Dein Bruder Officier ist. Arthur ist außer sich. Ich kann nur annehmen, daß Du mit einer Binde vor den Augen in Dein Unglück gerannt bist. — Du mit Deinen Idealen und Deiner vornehmen Gesinnung!“

Kein Wort war hinzugefügt, daß man das „Brautpaar“ nach wie vor erwarte. Es wäre auch nicht nöthig gewesen, denn Trolla las zwischen den Zeilen, daß man ihm wohl nicht mehr zumuthen werde, die Tochter eines solchen Vaters in den Schooß seiner Familie zu führen.

Völlig bleich geworden, die Lippen aufeinander gepreßt, hatte Emmy den Brief gelesen. Sie sagte kein Wort, aber plötzlich zog sie den Verlobungs-

ring vom Finger, legte ihn vor ihm auf den Tisch und wandte sich ab, um sich die mühsam heraufdringenden Thränen zu verbeißen.

Mit erstickter Stimme sagte sie endlich: „Ich wußte ja, daß es so kommen würde. Du bist frei. Niemals sollst Du meinetwegen Deine Mutter verlieren.“

Sie wollte gehen, er aber schloß sie stürmisch in seine Arme und küßte ihr die Thränen von den Augen. Es war, als hätte er sie nur prüfen wollen, um die Selbstlosigkeit ihrer Liebe auf die Probe zu stellen. Nein, nein — niemals würde er von ihr lassen. Wie sie Das nur denken könne! Er habe ihr den Brief nur gezeigt, um sich mit keinem Geheimniß vor ihr herumzutragen. Wenn sie jetzt auf die Reise verzichten wolle, sei er schon zufrieden.

Sie lächelte unter Thränen und war beruhigt. Wenn dieser schöne Traum, sich in der Achtung seiner Mutter sonnen zu dürfen, auch vorläufig aus sein sollte, so wollte sie sich doch trösten mit der Hoffnung auf die Zukunft. Er stimmte ihr darin bei, wenn auch mit Empörung im Herzen.

Sein Stolz war verletzt. Tiefer Groll gegen seine Mutter regte sich in ihm, daß sie ihm plötz-

lich urtheilslos diese Freude verdorben hatte; noch mehr aber gegen Arthur, an dem er wahrhaftig wie ein Bruder gehandelt hatte.

Dank vom Hause Trolla! Er lachte laut auf und hatte zum ersten Mal dunkel die Empfindung, daß plötzlich Etwas zwischen ihn und seine Familie getreten sei, das ihn ihr entfremden könnte. Dann wieder, in Stunden reiflicher Ueberlegung, war er milder gestimmt, neigte er dem Gedanken zu, man könnte Emmy verleumdet haben, so daß man sie für unwürdig halte, seine Frau zu werden. Aber dann wäre es Pflicht gewesen, sie erst zu sehen, sie kennen zu lernen, bevor man auch den Stab über sie bräche.

Es blieb dabei: sie reisten nicht.

Zum ersten Male verlebte er die großen Ferien in Berlin. Mit dürren Worten hatte er nach Hause geschrieben, daß „gewisse Dinge“ ihn zwängen, von seinem Besuche Abstand zu nehmen. Er überließ es ihnen, zwischen den Zeilen zu lesen, wie er es gethan hatte. Sein Trotz hatte sich mächtig in ihm aufgebäumt und ihm den Muth dazu gegeben.

Merkwürdig war, daß die Mutter dagegen durchaus nichts einzuwenden hatte. Die Erwiderung klang herzlich wie immer, aber in ihrer Offenheit

blieb sie dieselbe: wenn er das Gerücht über die Familie seiner Braut nicht widerlegen könne, dann wäre es schon besser, man bliebe vor Enttäuschung bewahrt.

Dagegen zeigte Frau Dankelberg sich außerordentlich überrascht. Sie hatte durch Emmy die nöthigen Andeutungen erhalten und blähte sich nun wie ein angegriffener Pfau, der sich seines Werthes bewußt ist.

„Aber bester Herr Felix, das hätten wir doch nicht erwartet!“ sagte sie aufgeregt. „Das ist ja geradezu eine Beleidigung für uns. Ich habe Sie gewiß sehr gern, aber man vergißt in Hannover ganz, was wir für Ihren Herrn Bruder gethan haben.“

„Leider,“ gab Trolla mit Aufrichtigkeit zurück. „Um so weniger will ich es vergessen. Deshalb bin ich eben zu stolz, Emmy zu Hause aufzudrängen.“

Im Uebrigen sei das jedenfalls nur ein Mißverständniß, das sich wohl bald aufklären werde, fügte er hinzu.

Sie war schnell beruhigt, denn seine milde Gesinnung bezwang sie immer. Schließlich war es ja auch die Hauptsache, daß er ebenfalls hier blieb.

So hatten sie eigentlich den Sieg doch auf ihrer Seite.

Dankelberg jedoch verhielt sich sehr zurückhaltend. Er ging Trolla geflissentlich aus dem Wege, als hätte er ein böses Gewissen. Nur im Geheimen gab er seinen „Senf“ zum Besten, wie seine Frau sich ausdrückte. „Herrjeh, was ist denn da weiter, Mutter,“ sagte er. „Wenn die hochnäsige Sippe von uns nichts wissen will, brauchen wir von ihr auch nichts zu wissen. Sie werden schon kommen. Du weißt ja — wer's meiste Geld hat, der hält's aus.“

In dieser Beziehung war er seiner Sache sicher, denn er hatte bereits erfahren, daß Lieutenant Trolla auch diesmal den Wechsel nicht werde einlösen können. Es mußte also mit der „reichen Braut“ noch etwas weit im Felde sein.

Endlich gerieth er aber doch mit Trolla zusammen. Dieser hatte sich schon längst vorgenommen, ihn einmal ganz offen zu stellen, und so sagte er eines Abends, als sie sich unter vier Augen befanden: „Gestatten Sie mir eine etwas delicate Frage, Herr Dankelberg. Wie steht es mit Ihrem Sohne Eduard? Hat er wirklich so schlimme Dinge gemacht, daß Sie sich seiner schämen müssen? Wie

ich nun einmal zu Ihrer Familie stehe, habe ich wohl eine gewisse Berechtigung zu dieser Frage."

Dankelberg gerieth durchaus nicht in Verlegenheit. Er hatte sich schon längst darauf vorbereitet und daher gehörig gewappnet. Mit jenem Blick, der immer vorbeiglitt, wenn er es mit der Wahrheit nicht genau nahm, erwiderte er ganz gemüthlich: „Da können Sie beruhigt sein, lieber Doctor. Ich nenne Sie schon Docktor, weil Sie ihn doch noch machen müssen. Ja, das müssen Sie. Bei einem Rechtsanwalt zieht der Doktor immer mehr ... Was also Ede betrifft, der ist drüben in Amerika. Da kann er tagsüber arbeiten und Abends die Flöte spielen. Sie müssen nämlich wissen, daß der Junge die Flöte spielt, und nicht schlecht. Mein Vater spielte sie auch ... Zu uns darf er nicht mehr kommen, das weiß er. Also rechnen Sie mit einem todten Schwager."

Trolla athmete auf und wäre geneigt gewesen, dem Alten seine laute Freude zu bekennen, wenn es nicht bei ihm Prinzip gewesen wäre, stets seine reservirte Haltung zu bewahren. Gott sei Dank, daß er über diesen wunden Punkt wenigstens ruhig schlafen konnte.

Dankelbergs Miene bewies, daß er noch etwas

in petto hatte. Er fegte mit seinem offenstehenden Schlafrocke ein paarmal durch das Zimmer und sagte dann wieder: „Räudige Schafe giebt es in jeder Familie. Wer weiß, wie es bei Ihnen noch kommt.“

Trolla fuhr auf und verbat sich energisch derartige Worte, wurde aber sofort kleinlaut, als Dankelberg mit gemüthlichem Hohn seine große Brieftasche hervorholte, die er in jedem Kleidungsstück mit sich herumtrug, und ihm ein Papier entgegen hielt.

Schon wieder solle er zur Verlängerung behülflich sein, ohne daß er wisse, wie. Sein Geldgeber, der ihm vor einem Vierteljahr das Geld zurückerstattet und die Sache auf eigene Kappe genommen habe, werde ihn auslachen. Er hätte sich auf eine Prolongation damals gar nicht eingelassen, wenn die reiche Heirath nicht in Aussicht gewesen wäre. Wo sei nun aber der Schwiegervater „mits große Portemonnaie“? Sein Geld, sein schönes Geld!

Während er wie ein Wiesel herumlief, ertönte wieder sein Jammern. Die Wuth des getäuschten Selbstlings packte ihn dann, der sich freut, einmal frei von der Leber sprechen zu können. Er sei jetzt der „Geblaßmeierte“, müsse die schönen Tausende

seinem Geldgeber wieder zurückzahlen, ohne sie wieder herausholen zu können. Man habe ihn ja ganz schön hineingelegt!

„Ueber meinen ungerathenen Sohn halten Sie sich auf, aber wie nennen Sie denn nun die Gesinnung Ihres Herrn Bruders?" fuhr es ihm über die Lippen, während er breitbeinig vor Trolla stand und mit der langen Pfeife in der Luft herumfuchtelte. „Ich hätte schon die richtige Bezeichnung dafür, aber ich werde sie mir lieber verkneifen."

Niedertracht sprach aus seinen Augen, und Trolla empfand instinctiv den Haß gegen Hannover, der ihm entgegen geschleudert wurde. Dabei konnte er ihm nicht unrecht geben, denn er war auf diese Anklage völlig unvorbereitet, weil Arthur ihm kein Wort geschrieben hatte. Das gerade fiel ihm jetzt auf, und ein dunkler Zusammenhang der Dinge dämmerte in ihm, der ihm die Ermahnung der Mutter wieder ins Gedächtniß rief.

„Zeigen Sie mir doch, bitte, das Papier," sagte er bleich geworden, nur mit Mühe seine Ruhe bewahrend.

Diesmal war es ein Blancoaccept des Bruders, das Dankelberg ihm reichte mit dem Ersuchen, gleich seinen Namen als Bürgschaft darauf zu setzen.

„Nein, nein — das unterschreibe ich nicht,“ sagte Trolla und wollte ihm das Papier zurückgeben. Ein schlimmer Verdacht schoß ihm durch den Kopf. Wenn Arthur noch immer in der Klemme war, so mußte er mit Allem zufrieden sein, was man ihm aufdringen würde. „Weshalb ist denn der Wechsel nicht ausgefüllt?“ fragte er, während er fühlte, wie das Blut ihm langsam in die Wangen stieg.

„Ja, da müssen Sie Ihren Herrn Bruder fragen,“ erwiderte Dankelberg kurz. Lauernd hatte er Trolla betrachtet, und nun glitt sein Blick wieder an ihm vorüber, unstät, wie der eines Fuchses, der seiner Beute noch nicht sicher ist. „Uebrigens — wenn Sie nicht wollen, geben Sie wieder her. Ich schicke das Accept heute noch zurück. Und dann Schluß mit der ganzen Sache. Für meinen guten Willen werde ich noch verdächtigt. Das fehlte mir noch gerade, mein bester Herr Felix. Das geht Sie ja eigentlich auch gar nichts mehr an. Sie haben ja Ihre brüderliche Pflicht erfüllt, mehr als zuviel. Obendrein beleidigt man noch Ihre Braut — meine Tochter, die eine Perle von Kind ist . . . Ich werde schon wissen, wie ich zu meinem Gelde komme. Ihnen Alles, Ihrem Bruder Nichts.“

Die Pfeife im Munde, bemühte er sich, das Papier in der Brieftasche wieder unterzubringen. Trolla jedoch hinderte ihn daran, denn sofort hatte sich sein Entschluß wieder geändert.

Vielleicht brauchte dieser leichtsinnige Fant von Bruder aufs Neue Geld und hatte ihn aus Schamgefühl diesmal übergangen. An ihm sollte es gewiß nicht liegen, wenn man ihm nicht noch weiter entgegen käme. Einmal mußte die Sache ja doch ein Ende nehmen und Arthur Mittel und Wege finden, seine Verbindlichkeiten zu erfüllen. Mochten die Herrschaften untereinander einig werden. Arthur hatte sich rauhbeinig gegen ihn gezeigt, was konnte er also wohl Besseres thun, als ihm durch eine unveränderte Gesinnung zu vergelten.

„Ich wußte ja gleich, daß Sie's thun würden," sagte Dankelberg befriedigt, nachdem Trolla seine Unterschrift gegeben hatte. „Bei solchen Dingen müsse man immer ruhig überlegen. Geschäft sei nun einmal Geschäft, und wenn man einmal A gesagt habe, müsse man auch B sagen.

Wenn sein Bruder nun doch eines Tages das Papier nicht einlösen könne, was dann? meinte Trolla. Das könne ja eine Schraube ohne Ende

werden und man müsse doch mit jeder Möglichkeit rechnen.

„Dann wird wohl nichts Anderes übrig bleiben, — ich ziehe Ihnen den Verlust von der Mitgift ab,“ sagte Dankelberg, nun wieder gemüthlich geworden, und kniff das eine Auge zusammen, was Trolla als guten Humor auffaßte.

Dieser mußte unwillkürlich lachen. Wenn der Alte so sprach, ließ er es sich schon gefallen, denn das schien ihm als die beste Gewähr dafür, daß er sich doch in ihm geirrt haben könnte und ein gutes Auskommen mit ihm auf die Dauer möglich sein würde.

Fritz hatte bald gemerkt, daß etwas Besonderes vorgegangen sein mußte. Er hatte es ja diesem stolzen Herrn gleich prophezeit, daß seine Familie gegen die Heirath sein würde, und nun schien er wirklich schon mit ihr auseinander zu sein. Um Näheres darüber zu erfahren, lauerte er eines Tages Tante Laura auf, die aber merkwürdiger Weise nur mit den Achseln zucken konnte. Zum ersten Mal hatte ihr Bruder sie im Stich gelassen und die Ausrede gebraucht, man erwarte in Hannover das Pärchen erst zu Weihnachten.

„Schwindel natürlich,“ sagte Fritz. Sie aber

verzog zum zweiten Mal die Schultern. Nachdem sich nun Alles anders gestaltet hatte, befürchtete sie, dieser eifersüchtige Schwätzer könnte sich auf sie berufen und ihr Unannehmlichkeiten bereiten. Ihre Eingenommenheit für ihn war sehr gesunken, seitdem er nicht mehr den Muth hatte, im Hause den Kampf gegen den Nebenbuhler aufzunehmen.

Nun versuchte der Kleine, sich hinter Guste zu stecken. Diese aber band ihm auf, daß demnächst die „ganze Herrschaft“ aus Hannover zum Besuch kommen würde, „der Herr Lieutenant an der Spitze“, und daß dann für sie herrliche Tage beginnen würden, „von wegen die Trinkgelder.“ Kaum aber aus seiner Gesichtsweite auf der Straße, machte sie hinter seinem Rücken eine lange Nase und wollte sich dann später zu Emmy ausschütten vor Lachen.

Fritzens Glaube aber wurde dadurch stark erschüttert. „Da sieht man doch, was das Geld macht,“ sagte er mit einem halbverschluckten Lachen zu seinem Vater. „Gewiß will der Lieutenant einen großen Pump beim Onkel anlegen. Ich wünschte nur, er fiele ordentlich dabei herein.“

„Wird er schon, mein Sohn,“ warf Frau Schneider ein, die schwer wie Eisen am Fenster saß,

mechanisch die Stricknadeln durch die dicken Finger gleiten ließ und über die Brille hinweg Blicke in den runden Spiegel draußen warf, in dem sie das Straßenleben beobachten konnte.

Der Alte jedoch, der als verspäteter Tischgast seine Suppe löffelte, und während dessen nicht vergaß, hin und wieder die Augen nach oben zu verdrehen, als müßte er dem Himmel für diese Speisung danken, gebrauchte einige unbestimmte Redensarten und hüllte sich dann in Schweigen.

Er wußte mehr wie Frau und Sohn, blieb aber in solchen Dingen, wo sein Geschäftsvortheil mit im Spiele war, zugeknöpft bis zum Halse. Es war schon genug, wenn er für sie sein Vermögen nach allen Regeln der Schlauheit vermehrte. In die Geheimnisse seiner Kunst brauchten sie nicht eingeweiht zu werden.

III.

Allmählich zerfiel Trolla mit seiner Familie. Man trotzte auf beiden Seiten, und so wurde der Ton in den Briefen immer kälter, bis man sich eines Tages garnicht mehr schrieb.

Felix hatte der Mutter unumwunden mitgetheilt, daß er „Fräulein Dankelberg“ auf alle Fälle heirathen werde, darauf hatte ihm die Frau Regierungsrath mit großem Wohlwollen geantwortet, daß sie ihm alles Glück wünsche, daß sie ihn aber bitten müsse, schon jetzt ihre Absage zur Hochzeit entgegen zu nehmen. Sie könne mit seinen Schwiegereltern unmöglich an einem Tische sitzen.

Felix zürnte ihr durchaus nicht. Mit tiefem Weh im Herzen schrieb er ihr, daß trotzdem seine Liebe und Verehrung für sie dieselbe bleibe, und daß er sich völlig klar darüber sei, sie werde später seinen Entschluß viel milder beurtheilen.

Bei alledem blieb er merkwürdig gefaßt, denn

der hatte aus Hannover nichts Anderes erwartet. Gut, daß der Riß sich vollzogen hatte. So brauchte er jetzt keine Rücksichten mehr zu nehmen und konnte sein eigener Eheschmied sein, mochte sich auch die Zukunft für ihn gestalten, wie sie wollte.

In dieses Dunkel, das trotz der äußerlichen Gleichgiltigkeit seine Seele erfüllte, fiel doch ein Sonnenstrahl, und das war ein rosa Briefchen Fränzchens, in dem sie ihm „heimlich, hinter dem Rücken der Mama", das Geständniß machte, daß sie ihn „wegen seiner Zähigkeit" doch bewundern müsse; seine Liebe zu Emmy sei jedenfalls außerordentlich stark, denn sonst würde er es wohl nicht darauf ankommen lassen, sich mit dem „guten Muttchen" zu erzürnen.

Bei dieser Gelegenheit vertraute sie ihm gleich an, daß „Heinz" ihr das Versprechen gegeben habe, die Hochzeitsreise über Berlin zu machen, dann würden sie hoffentlich ein paar recht fidele Tage verleben.

Also fühlte sie sich glücklich und steuerte bereits mit vollen Segeln dem Hafen zu. So empfand er den doppelten Trost: sich wenigstens die Neigung der Schwester erhalten zu haben und die Mutter auch bald von dieser Sorge befreit zu sehen.

Eines Morgens, es war trübes, regnerisches Wetter, das wie zum Grübeln über wichtige Dinge des Lebens einlud, ging er doch mit sich zu Rathe, ob es nicht besser wäre, die Verlobung aufzuheben und alle Folgen zu tragen.

Er hatte wieder einen jener seltsamen Träume gehabt, an denen er seit einiger Zeit litt und die er sich durch sein starkes Denken noch vor dem Einschlafen erklärte.

Er sah seine Mutter im Sarge liegen. Mitten in einem großen und dunklen Saal. Eine einzige riesige Wachskerze brannte zu Häupten, und er stand einsam und verlassen zu Füßen und betete wie ein reuiger Sünder, der mit Schrecken das „Zu spät“ in seinem Gewissen liest.

So war er in einer merkwürdigen, traurigen Stimmung erwacht, die ihn mit den verschiedensten Vorstellungen erfüllte. Eine jener melancholischen Schwächeanwandlungen kam über ihn, die dem ganzen Menschen einen Ruck geben und ihn sich zu einer That empor raffen lassen, die eigentlich nur eine Feigheit der Gesinnung ist.

Er trank schleunigst Kaffee, machte sorgfältig Toilette und wollte zu Emmy hineinstürmen, um ihr zu sagen, daß er unverzüglich nach Hannover

müsse, weil er die dunkle Ahnung habe, daß seine Mutter krank sei. War er erst einmal dort, so konnte er den Bruch leichter vollziehen.

Plötzlich aber stand die Geliebte vor ihm. Strahlend, im frischen Morgenglanz, war sie hereingetreten, um ihn mit einem Tellerchen voll Kuchen zu überraschen. Und als sie dann an seinem Halse hing, schlug er beschämt die Augen nieder.

Er verschob nun Alles auf den andern Tag. Als aber der neue Morgen kam und mit ihm die Trauerbotschaft, daß eine entfernte Cousine seiner Mutter gestorben war, athmete er auf darüber, daß sein Traum in anderer Art in Erfüllung gegangen war. Ein Tag nach dem andeen verging nun, ohne daß er daran gedacht hätte, zum Bruch sich aufzuraffen.

Das Ende von Allem war, daß er sich einen Thoren nannte, der alle Veranlassung habe, seine Energie für bessere Dinge aufzusparen. Er konnte überhaupt nicht mehr loskommen, denn er war bereits moralisch zu sehr gebunden. Vor einiger Zeit hatte er selbst einer kleinen Summe zur Tilgung einiger alten Schulden bedurft, die noch aus seiner Universitätszeit stammten. Es waren nur einige hundert Mark, aber er hatte sie nicht. Emmy war

dahinter gekommen, und sofort ließ sich Dankelberg mit der großen Brieftasche blicken. Trolla wehrte sich erst gegen diese Zumuthung, dann aber ließ er sich doch bewegen, das Geld zu nehmen. Die Gläubiger drängten eben zu sehr.

Als er aber als Gegenleistung Dankelberg einen Wechsel anbot, in der Annahme, der Alte erwarte nichts Anderes, schüttelte dieser energisch mit dem Kopfe, klopfte ihm auf die Schulter und sagte mit seiner unausstehlichen Offenheit: „Sie sind mir schon so sicher, Herr Doctor, sie laufen mir nicht weg, das weiß ich. Sie sind kein Lump . . . Zinsen brauchen Sie auch nicht zu zahlen. Wenn Sie wieder 'mal klamm sind — man immer dreiste . . . Schenken thu ich Ihnen deshalb nüscht. Wird Allens von der Mitgift abgezogen.“

Dann spielte er plötzlich den Gemüthsmenschen. Er bot Trolla eine „Echte mit Leibbinde“ an, gab ihm zuvorkommend Feuer dazu, betrachtete ihn eine Weile versteckt mit zugekniffenem Auge, und begann dann im Biedermeierton: „Sagen Sie mal, Herr Doctor — Sie halten mich wohl für einen Halsabschneider, wie?“

Und als Trolla über diese plötzliche Frage so paff war, daß er anstatt der Antwort nur ein er=

zwungenes Lächeln fand, fuhr Dankelberg geduldig fort:

„Dann wären Sie wirklich schief gewickelt. Ich bin nur ein sogenannter Sicherheitscommissarius, der nicht gern auf den Leim geht. Von wegen die großen Verluste, die ich durch meinen guten Willen schon erlitten habe. Sonst heißts bei mir gewöhnlich: Du kennst mein Herz noch lange nicht.“

Und einmal im Zuge, sich von der besten Seite zu zeigen, zog er ein Papier aus der Tasche, auf dem seine jährlichen Beiträge für den Verein gegen Verarmung und Bettelei verzeichnet waren.

Erst vor einigen Tagen habe er eine Extra-Unterstützung gegeben. Er lasse keinen Menschen untergehen, wo zu helfen sei, da thue er es. Frau und Tochter seien natürlich anderer Meinung über ihn, namentlich die Letztere. Er sei eben ein Bischen „gewöhnlich“, wie man zu sagen pflege. Aber wer ihn so nähme, wie er sei, der könne auch gut mit ihm auskommen. Und das hoffe er auch von seinem Schwiegersohn.

Wie so oft schon, legte sich Trollas Mißtrauen wieder, denn er konnte sich der urwüchsigen Laune dieses Mannes niemals entziehen.

Schon wollte Dankelberg gehen, als er sich an

der Thür nochmals umdrehte und möglichst treuherzig sagte: „Wissen Sie, lieber Felix — eine kleine Quittung könnten Sie mir doch geben, es ist nur der Ordnung wegen, damit meine Kasse stimmt.“

Für solche Fälle hatte er schon gedruckte Formulare bereit, die stets auf „Darlehn“ lauteten. Er füllte schnell die Summe aus, und Trolla unterzeichnete rasch seinen Namen, wobei er erklärte, gegen dieses Princip durchaus nichts einwenden zu können.

„Er scheint wirklich seine guten Seiten zu haben,“ dachte er dann, als er wieder allein war und sich der stillen Freude hingab, nunmehr als großer Mann vor seine Gläubiger hintreten zu können.

Dadurch fühlte er sich ermuthigt, noch öfter ähnliche Gefälligkeiten seines zukünftigen Schwiegervaters in Anspruch zu nehmen, halb unter dem Zwange des „Muß“, der ihn immer tiefer in das Abhängigkeitsverhältniß zu dieser Familie trieb.

Der Winter brachte ihm gewisse gesellschaftliche Verpflichtungen, denen er sich um Emmys wegen nicht entziehen konnte, welche aber allerdings in einem eng begrenzten Kreise blieben. Das Ver=

gnügungsmilieu der Vorstadt zog ihn in seinen Strudel und umschmeichelte ihn sanft mit Formen und Gewohnheiten, die weit abseits lagen von seinen bisherigen Anschauungen über Geschmack und Tact.

Er lernte Familien- und Vereinsbälle sonderbarer Art kennen, auf denen große Füße und ein derber, zwangloser Verkehr als besondere bevorzugte Eigenthümlichkeiten galten. Die Welt des Hausprotzenthums offenbarte sich ihm als neuentdeckten „Berliner Boden", auf dem sich „gut pflügen" lasse, wie Dankelberg ihm mehr als einmal zu verstehen gab. Er lernte eine Unmenge Menschen kennen, die sich durch seine Bekanntschaft sehr geehrt fühlten, mit dem „Herr Referendar" und dem „Herr Doctor" um sich warfen, die ihn aber völlig gleichgiltig ließen.

Nur Dankelberg pfropfte sie ihm immer aufs Neue auf, indem er wie ein Wiesel umherlief, einen dieser Philister und Alltagsmenschen nach dem andern herbeiholte und Trolla dann gewichtig zuraunte: „Zeigen Sie sich nicht so stolz, spielen Sie 'mal den Liebenswürdigen. Das sind Alles Leute, die Sie später 'mal als Clienten haben werden. Die verschaff' ich Ihnen Alle. Was meinen Sie,

wie angesehen ich hier bin. Da ist manch Einer, der noch in meinen Büchern steht, aber dicke, das kann ich Ihnen sagen. Wenn die 'mal später nicht bezahlen wollen, dann müssen sie Alle 'ran. Und Sie kriegen dann von mir die Vollmacht dazu. Aber immer practisch denken, als zukünftiger Rechtsanwalt, das ist die Hauptsache. Deshalb immer höflich. Nur nicht Gefühlsduselei zeigen oder glattes Gewissen, 'n Juriste muß immer aufgeknöpft sein und die Ohren steif halten. Sonst kommt er zu nüscht und kann 'n janzen Tag mit seinem Büreauvorsteher Sechsundsechzig spielen. Oder auch Fliegen fangen — wie Beede wollen."

Bei solchen Gelegenheiten war Emmy gewöhnlich an seiner Seite, glückstrahlend, die Wangen geröthet vom Taumel des Abends. Es war dann, als wollte sie allen Gästen zurufen: „Seht Ihr, das ist mein Bräutigam. Ist er nicht ein hübscher Kerl?" Und je mehr neidische Blicke der jungen Mädchen sie bemerkte, je stolzer schmiegte sie sich an Felix an.

Frau Dankelberg jedoch thronte an irgend einer langen Ballmüttertafel, reckte fortwährend den Hals nach dem Pärchen, so daß die dicken Ohrbrillanten unaufhörlich Funken sprühten, lächelte

selig und kannte im Augenblick kein größeres Vergnügen, als von ihrem Schwiegersohn „in schpe“ dem „Herrn Referendar“ zu sprechen. Daneben liefen einige Hinweise auf die „Mutter, die Frau Regierungsrath“ und „den Bruder, den Herrn Lieutenant“ mit unter, und als der Wein ihr in den Kopf gestiegen war, sprach sie andauernd nur von dem „jungen Herrn Rechtsanwalt“.

Sie sollten Alle die Platze kriegen, diese dicknäsigen Weiber, die sich früher darüber lustig gemacht hatten, daß der schiefe Fritz hinter ihrer Tochter her gewesen sei und diese den Kleinen besonders ausgezeichnet habe.

Auf einem Balle des Bezirksvereins, gleich nach Neujahr, tauchten auch Schneiders in geschlossener Reihe auf. Vater und Sohn im Frack zu sehen, war ein Anblick für Götter. Weniger appetitlich zeigte sich die Alte, deren Colossalbau in einem dunkelrothen Atlaskleid steckte, dessen Nähte bei jeder Bewegung krachten, und das oben einen auffallenden Mangel an Stofffülle verrieth. Ein Congreß von Fleischbeschauern hätte seine Freude daran gehabt.

Ein entsetzlicher Moschusgeruch ging von ihr aus, den Vater Schneider am unangenehmsten ver-

spüren mußte, denn er verkrümelte sich sofort mit erhobener Nase unter den Gästen in einen Nebenraum, wo er eifrig nach Dankelberg suchte. Dafür gab Fritz seiner Mama galant den Arm und trippelte mit ihr würdevoll durch den Saal, was ungefähr den Eindruck machte, als wenn in der Thierkomödie ein roth angestrichenes Nilpferd mit einem frechen Dachs daherstolzirt käme.

Trolla mußte lachen. Emmy jedoch fühlte sich etwas genirt, denn die Zutraulichkeit, mit der Fritz sie gleich begrüßte und sie dann für den nächsten Tanz mit Beschlag belegen wollte, behagte ihr nicht.

„Benimm Dich anständig, sonst existirst Du nicht mehr für mich," raunte sie ihm zu.

Fritzen, der sie durchaus nicht vergessen konnte, schwoll vor Eifersucht der Kamm. Er hatte sich sofort mit der Mutter an denselben Tisch hingepflanzt, wo Dankelbergs und Trolla saßen. Wüthend über diesen Abfall, gab er zurück: „Du wirst Dich wundern, wer hier ist. Der Assessor nämlich. Ich sah ihn schon draußen in der Garderobe. Ich bin neugierig, ob Du mit ihm walzen wirst."

Er hatte das mit Willen etwas laut gesagt, und dabei glitt sein listiger Blick zu Trolla hin-

über, als wollte er die Wirkung seiner Worte erproben. Dieser aber war in einer Unterhaltung begriffen und hatte nichts gehört.

Aus Emmys Wangen wich langsam die Röthe der Ballaufregung, verdrängt durch eine angstvolle Blässe.

„Du bist eine giftige Kröte, weißt Du das?“ preßte sie hervor. „Wage nicht, irgend welche Anspielungen zu machen, sonst sollst Du mich kennen lernen.“

Fritz grinste vergnügt, so daß seine großen, unschönen Zähne sichtbar wurden. Er wußte, daß dieser Stich gesessen hatte.

Emmys Blick glitt erwartungsvoll im Saal umher. Richtig, da kam er gemessenen Schrittes heran, durchaus tadellos gekleidet, für naive Augen ein Mann der großen Welt, der sich in diese Familiensimpelei hier draußen verirrt habe.

„Ah, Herr Assessor, welch eine Ehre,“ begrüßte ihn Frau Schneider sofort. Ihr breites Gesicht glänzte förmlich vor Freude, und ein Abglanz davon malte sich auch auf Fritzens Züge, den nun mit Behagen der Gedanke beschäftigte, was wohl kommen würde.

Eckler, der mit einem raschen Blick sofort die

ganze Tafelgesellschaft umfaßt hatte, ließ einige Augenblicke kokett das knallrothe Futter seines chapeau claque im Kerzenglanz des Kronleuchters brilliren, strich über den linken weißen Glaçé, ergriff dann die fette Hand von Mutter Schneider und berührte mit seinen Lippen das weiche Leder, das den halben Arm bedeckte.

„Wo Sie sind, gnädige Frau, da führt mich auch mein glücklicher Stern hin,“ sagte er galant, während er bei sich dachte: „Das Scheusal hat sich wieder wie eine Mehltonne gepudert.“

Fritz schlug wieder seine unausstehliche Lache an, worüber ihm die Alte einen wüthenden Blick zuwarf. Für Eckler jedoch hatte sie ein gewinnendes Lächeln bereit, durch das sie, begleitet von einem Fächerschlag, die Schmeichelei abwehren wollte.

Sie wußte, daß der „Assessor“ eine verpfuschte Existenz mit sich herumtrug, und daß er sowohl für ihren Mann wie auch für Dankelberg die niedrigen Dienste eines Winkelconsulenten verrichtete, zeitweilig auch das Amt eines Schleppers, der Beiden geldbedürftige Leute zuführte. Aber sie zeigte deswegen durchaus nicht die Neigung, ihn wie einen Minderwerthen zu behandeln.

Im Gegentheil ließ sie sich bei Gelegenheiten

wie heute sehr gern von ihm den Hof machen, wobei sie ihn ganz offen auszuzeichnen pflegte. In dem sittlichen Morast, in dem sie mit ihrer ganzen Umgebung steckte, dessen sie sich wohl kaum bewußt war, den sie aber instinktiv ahnte, erschien er ihr als studirter Mann und mit seinen durchaus correcten Manieren wie ein „Cavalier“, der durchaus wußte, was sich schickte. Alles Uebrige ging sie nichts an.

Als gewöhnlicher Glücksritter, dessen Sprüchlein lautete, man müsse sich Alles bezahlen lassen, hatte er Frau Schneider im Geheimen bereits längst „hoch genommen“. Sobald er Pech auf der Rennbahn gehabt hatte, war große Ebbe in seiner Kasse, die selbst Rosas Opfer nicht ausgleichen konnte. So borgte er denn Frau Schneider hinter dem Rücken ihres Mannes um „Kleinigkeiten“ an, die er zwar stets versprach prompt zurückzuerstatten, welche aber auffallend schnell seinem Gedächtniß entschwanden. Sein Gewissen war darüber bald beruhigt, denn er tröstete sich damit, daß er doch nur erwuchertes Geld bekomme, an dem der Schweiß so manches Edlen klebe.

Frau Schneider gab ihm gern, denn gutmüthig wie sie von Natur war, hatte sie das Bedürfniß,

nicht an der unrechten Stelle zu geizen. Sie betrachtete ihn als ihr stilles Ideal, das ihr wenigstens in Gedanken Ersatz für nie in Erfüllung gegangene Jugendwünsche bieten müsse. Und er vergalt mit Schmeicheleien und Händeküssen. So wurde die Sache „compensirt“, wie er sich in seiner Juristensprache gestand.

„Wenn die Damen erlauben, nehme ich Platz,“ sagte er und zeigte unter dem üppigen Schnurrbart sein gewinnendstes Lächeln.

Das „Bitte, Herr Assessor“ klang ihm von allen Seiten entgegen. Diesen biederen Frauen und Mädchen der Vorstadt imponirte der Schmiß auf der linken Wange ganz gewaltig. Ahnungslos wie sie waren, erwogen sie zunächst nur die eine Frage, ob unter dem linken Ballhandschuhe schon ein Verlobungsring sitze. Gott sei Dank, daß er ihn sogleich abstreifte, man konnte also beruhigt aufathmen!

Die lange Tafel stand in der Nähe des Büffets. Durch die durchbrochene Wand hatte man den Anblick des ganzen Saales, zu dem einige Stufen hinunterführten.

Unten wogte das bunte Gewühl einer zusammengewürfelten Gesellschaft, die die Sucht zum Ver-

gnügen zu Vereinsmitgliedern gemacht hatte. Die Bezeichnung „Bezirk“ war das Stichwort, das die verschiedensten Elemente zusammenrief. Der Apotheker saß neben dem Pfandleiher, der Käsehändler neben dem Arzt. Die große Vereinsglasglocke wurde über Alle gestülpt, deren Interesse so verschieden war wie ihre Gesichter.

Die Väter wollten zechen und politisiren, die Töchter tanzen und dabei die Angel nach dem Zukünftigen auswerfen, die Mütter jedoch wohlweise erwägen, ob dieser „Zukünftige“ auch der „Richtige“ sein werde.

Was die große Welt Flirten nennt, nannte man hier Poussiren.

Hin und wieder glaubte man irgend ein Dämchen ertappt zu haben, das nicht hierher gehöre, die Männer steckten zu auffallend die Köpfe zusammen, wie stets bei weiblichen Erscheinungen, deren Schönheit, Chic und Toilette derartig harmonisch ineinander fließt, daß selbst die Mummelgreise noch in Aufregung gerathen.

Dann wurde der Ehrbarkeitsrath zusammengetrommelt, kenntlich an jenen schön sitzenden bunten Schleifen auf den Kragenaufschlägen der Fräcke

und Bratenröcke, die der Stolz aller „Vorstands-mitglieder" bildet.

Die Vereinsmeierei feierte Triumphe, geschürt durch die sittliche Entrüstung der braven Ehe-hälften.

Man berieth eifrig, legte den Finger an die Nase und bestellte heimliche Auskundschafter, die die „Verdächtige" in einem gewissen Bogen um-schwärmten, ihre Gespräche auffingen und die Parole kreisen ließen: „Wer hat sie eingeführt?"

Ein junges Mädchen, das auffallende Brillanten trug, machte sich ohne Weiteres verdächtig. End-lich kam man dahinter. Irgend ein lustiges Kind der Bühne hatte sich unter die Philister begeben, nicht ahnend, daß Sichschönmachen schon ein Ver-brechen sei.

Nun änderte sich das Bild. Man fühlte sich plötzlich geehrt durch ihre Anwesenheit, eine Depu-tation wurde beordert, die es der Schönen „freund-lichst" nahe legte, sich während der Kaffeetafel durch einige Vorträge beliebt zu machen.

Die Kunst triumphirte nun. Die besorgten Mütter lächelten beseligt, in der Brust der würdigen Väter aber wurden geheime Wünsche wach. Man fand die Brillanten nun erklärlich, denn eine

Schauspielerin, selbst eine junge und schöne, wurde hier nicht mehr zu den Mädchen gerechnet.

„Mich übersehen Sie wohl heute ganz?“ wandte sich Frau Dankelberg endlich an Eckler.

„Aber meine Gnädige, wie können Sie nur denken ... Pardon für mein Versehen. Wie geht's, was macht die glückliche Braut?“

Fritz lachte wieder, denn er hatte aus der Betonung der letzten Worte nur zu sehr den Spott herausgehört.

Dieser Schwerenöther, der mit allen Hunden gehetzt war, gefiel ihm seiner Unverfrorenheit wegen, die er stets an den Tag legte, sobald er Geld in der Tasche hatte. Und das mußte heute der Fall sein, denn Eckler hatte dem Kellner bereits einen Wink gegeben, und nun brachte der Serviettenschwenker eine Flasche Sekt, was in der nächsten Umgebung allgemeines Aufsehen erregte.

„Wir können nicht klagen, und Ihnen scheint's ja auch gut zu gehen,“ gab Frau Dankelberg gedehnt zurück. Sie haßte diesen Menschen, als Frau sowohl wie als Mutter. Denn er war jener „möblirte Herr“ gewesen, von dem Guste Trolla erzählt hatte, daß er sich für „Fräulein“ interessirt habe. Als „ewiger Kandidat“ war er zu Dankel-

bergs gezogen, hatte mit Mühe und Noth seinen Referendar gemacht, rasselte dann aber im Staatsexamen durch.

Als er zuzog, war Emmy noch ein halbes Kind. Er hatte es vortrefflich verstanden, sich einzunisten und Frau Dankelbergs Güte gehörig zu mißbrauchen. In ihrem Innern konnte sie sich nicht verhehlen, daß, als Emmy allmählich zur Jungfrau heranreifte, damals der Gedanke sie stark beherrschte, man könnte sich Eckler zum Schwiegersohn erziehen, grade so wie man jetzt nach Trolla die Netze ausgeworfen hatte.

Leider war man damit an einen ganz Unwürdigen gekommen. Später erfuhr man, daß er zur selben Zeit, als er sich um Emmy bewarb, einen sehr schlimmen Verkehr mit weiblicher Bedienung hatte und in dieser Beziehung sehr anrüchig war.

So gab man ihm denn den Laufpaß und schenkte ihm obendrein die Schulden.

Emmy sandte ihm keine Thräne nach, denn sie hatte ihn nie geliebt; wohl aber weinte sie schmerzlich darüber, daß sie auf Wunsch der Eltern die Absicht gehabt haben konnte, einem derartigen Menschen die Hand fürs Leben zu reichen. Diese

trübe Erfahrung hatte ihr frühzeitig eine gewisse Reife der Anschauung gegeben, die Trolla oftmals an ihr bewundern mußte.

Als Eckler immer mehr zu verbummeln begann, wurde er außer dem Hause zu einem Anhängsel Dankelbergs, in dessen geschäftliche Kniffe er eingeweiht war.

Alles das wußte Frau Dankelberg, und deshalb gesellte sich zu ihrem Hasse auch noch die Verachtung. Ahnungslos blieb sie nur bezüglich Rosas, wenigstens was ihren Mann betraf.

Nur Emmy hatte Kenntniß davon. Ein Brief an Eckler, den sie zufällig in seinem Zimmer fand, hatte ihr die Augen geöffnet. Voll tiefer Scham erfüllt darüber, wagte sie niemals zu der Mutter davon zu sprechen.

Uebrigens trug Eckler gegen Dankelbergs die gleiche Verachtung im Herzen. Als Kenner ihrer intimsten Familienverhältnisse behandelte er sie mit der cynischen Offenheit einer unreinen Natur, die das Erröthen längst verlernt hat. Deshalb hatte er auch die Alte zuerst geschnitten.

„Was der Mensch braucht, muß er haben," gab er ihr nun zurück und schänkte drei von dem halben Dutzend Kelchen voll, das der Kellner für-

sorglich um die Flasche gruppirt hatte. „Erinnere ich mich recht, Gnädige, so waren Sie niemals für Sekt," wandte er sich dabei an Frau Dankelberg, um sich der Nothwendigkeit zu entheben, sie einzuladen.

„Ich lasse mein Leben für Schampanjer," bemerkte Frau Schneider und ließ ihre kleinen Augen leuchten, als sie mit Eckler anstieß.

„Das wäre recht schade," dachte er, „denn ich hoffe ihre offene Hand noch recht oft in Anspruch zu nehmen."

Sie schmatzte nach dem Trinken unfein mit den Lippen, lobte die Marke, um ihr Verständniß zu beweisen, raunte dann aber Fritz das Wort „Söffel" zu, weil er sein Glas mit einem Zuge geleert hatte und es dem „Assessor" wieder hinhielt.

„Ah, da ist ja das glückliche Brautpaar," sagte dieser plötzlich und machte eine Wendung dem Saale zu.

IV.

Bevor Eckler an den Tisch getreten war, hatte sich Emmy erhoben und ihren Verlobten gebeten, den Walzer mit ihr zu tanzen.

Ahnungslos war Trolla darauf eingegangen, und den flotten Tänzer in sich spürend, hatte er sich vergnügt mit ihr im Kreise gedreht. Nun war er überrascht, diesen Gast an der Tafel zu sehen.

„Wie kommt der Mensch an unseren Tisch?“ fragte er Emmy, die ängstlich an seinem Arme hing.

„Er ist ein Bekannter von Schneiders,“ redete sie sich heraus.

„Und von Deinem Papa,“ fiel er ein. An ihrem blassen Gesichte merkte er ihre Erregung, unter der sie ihm etwas zu verbergen suchte. Niemals hatten sie Beide über Eckler gesprochen, weil keine Veranlassung dazu vorlag. Sie schämte sich seiner einstigen Bekanntschaft, und er befürchtete, dann auch die schlimmsten Seitensprünge ihres Vaters berühren zu müssen.

„Nun ja — er besorgt, glaube ich, hin und wieder Geschäfte für ihn," kam es zögernd über ihre Lippen. Eingeschüchtert sah sie ihn an, um in seinen Augen nach irgend Etwas zu forschen.

„Das sieht ihm auch ähnlich, er ist ein vollendeter Lump," preßte er hervor und machte eine Schwenkung, um ihrem Ziele zu entgehen.

„Das weiß ich ... man erzählt sich so Manches von ihm," sagte sie wieder kleinlaut und klammerte sich an ihn fest, als könnte ihr Glück heute ein jähes Ende nehmen, wenn sie ihn von sich ließe.

„Wir können mit ihm nicht zusammensitzen. Deine Mutter muß benachrichtigt werden," fuhr er fort.

„Selbstverständlich. Ich thue Alles, was Du willst. Schon Schneiders sind mir heute unangenehm."

Ihre Worte klangen bestimmter, denn sie war ruhiger geworden. Innerlich aber zitterte sie bei dem Gedanken, er könnte von ihren einstigen Beziehungen zu Eckler etwas erfahren.

Sie durchwandelten den Saal und fanden in einem kleinen Seitenzimmer ein verstecktes Plätzchen, wo sie ungestört sitzen konnten. Plötzlich empfand sie Kopfschmerzen und bat um eine Selter.

Dieser Umstand erschien ihm als eine willkommene Ausrede der bisherigen Gesellschaft gegenüber. Er ließ sie allein und kehrte zur großen Tafel zurück.

„Ah sieh da, Herr College,“ begrüßte ihn Eckler, den der Sektrausch bereits erfaßt hatte.

Ein kaum merklicher Kopfnicker Trollas war die Antwort. Er wollte jeden Schein vermeiden, als wäre es ihm darum zu thun, den Assessor überhaupt nicht zu kennen. So ließ er sich denn auch herbei, ein paar kurze Worte mit ihm zu wechseln. Dann aber verständigte er rasch Frau Dankelberg.

„Emmy ist schlecht geworden? Dann muß ich wohl —.“ Sie erhob sich sofort und bat um Entschuldigung.

Trolla benutzte die Gelegenheit, sich gleich von den Uebrigen zu empfehlen.

Ein allgemeines Bedauern am Tisch, ein abermaliger Kofnicker Trollas zu Eckler, und man war glücklich über die Klippe gekommen.

Nun saßen sie alle Drei hinten in der Ecke, machten es sich gemüthlich und dachten nicht ans Gehen. Man war überein gekommen, später die Ausrede zu gebrauchen, daß sich Emmys Zustand wieder gebessert habe, und daß man daher wieder

geblieben sei, ohne den Platz noch einmal zu wechseln.

Frau Dankelberg merkte sofort, wie die Sache lag, und so fragte sie hastig, als Trolla ihnen auf ein Weilchen den Rücken gekehrt hatte: „Weiß er etwas davon, daß der Ekel davorn einmal Absichten auf Dich hatte?“ Und als Emmy verneint hatte und Trolla wieder bei ihnen saß, setzte sie sich wieder aufs hohe Pferd, indem sie über Eckler sehr entrüstet that.

Sie wisse selbst nicht, wie „dieser Mensch“ dazu komme, sich ihrer Gesellschaft aufzudrängen. Schneiders hätten nun aber einmal einen gewöhnlichen Geschmack. Manchmal müsse man aber mit den Wölfen heulen. Sie werde es ihrem Manne sagen, daß er nicht jeden seiner Agenten in „anständige Gesellschaft“ einführen solle.

„Seien Sie nur ganz ruhig, werther Herr Felix. Es soll gewiß nicht wieder vorkommen,“ schloß sie und klopfte ihm zärtlich auf die Schulter.

Trolla nickte zwar freundlich, seine frühere gute Stimmung kehrte aber nicht wieder zurück. Als irgend ein paar ihm gleichgiltige Frauen an den Tisch kamen und ihre Geschwätzigkeit ertönen ließen, entschuldigte er sich auf kurze Zeit unter

dem Vorgeben, er wolle einmal sehen, wo „der Alte“ stecke. In Wahrheit fühlte er das Bedürfniß, auf wenige Minuten mit sich allein zu sein und den stillen Beobachter zu spielen. Er wand sich glücklich durch das Getriebe, stieg zu der Gallerie empor, die über die eine Querwand des Saales lief, und ließ sich hinter der Gardine nieder, die die erste Logenöffnung abschloß.

Unter ihm brodelte die Tanzwuth. Glühende Wangen, nackte Schultern, weiße Kleider und schwarze Fräcke führten einen tollen Wirbel. Der Dutzendsaal mit dem großen langweiligen Kronleuchter, die Durchschnittsgesichter, die chiclosen Toiletten und das eintönige Gedudle der Musik — Alles paßte stimmungsvoll zu einander. Der Geist war in die Füße gesunken. Wer das Tanzbein wacker schwang, der war der richtige Mann. Brütende Hitze stieg zur Decke empor und umflirrte die zahllosen Kerzenhüllen, deren Gasflammen in den Wolken von Tabaksqualm bereits röthlicher strahlten.

Mitten im Gewoge der Geigen, aus dem die Klarinette zeitweilig laut hervorquietschte, als bekämen ihre Töne einen unerwarteten Ruck, klang abgebrochen helles Mädchenlachen. Rufe nach dem

Kellner wurden dann laut. Irgend eine berlinische Redensart vermischte sich damit und erweckte schallendes Gelächter. Ein ältlicher, stark angesäuselter Herr turkelte durch den Reigen, trieb wie ein guter Bekannter seine Späßchen mit den jüngeren Damen und ließ sich dann schwer an der Seite seiner gestrengen Ehehälfte nieder, aus deren ernster Miene nichts Gutes sprach.

Trolla lehnte sich zurück und schloß auf Minuten die Augen. Während er seinem Gedankengang eine bestimmte Richtung gab, erklang ihm die Musik wie in weiter Ferne, und er selbst erschien sich in einer anderen Welt, losgelöst von dieser Umgebung. Visionair tauchte seine Vergangenheit in ihm auf, mit anderen Sitten, anderen Gesetzen. Er hatte die bestimmte Empfindung, plötzlich einen großen Sprung thun zu müssen, hinweg über diese Gesellschaft, um sich in Einsamkeit zu flüchten und zu retten. Es war ihm, als stünde seine Mutter hinter ihm, führe ihm kosend durch das Haar, beugte sich liebevoll zu ihm nieder, und raunte ihm sanft die Worte zu: „Mein stolzer Junge, kehre um.“

Jäh fuhr er plötzlich zusammen. Das Wort Hannover schlug deutlich an sein Ohr. Litt er

wirklich an Sinnestäuschung, hatte die Gefühlswelt ein Echo in ihm erweckt? Schläfrig starrte er wieder vor sich hin. Eintönig drang das Scharren der Tanzenden zu ihm herauf. Und laut wie zuvor gellte die Musik ihm in die Ohren. Dann verdrängte der Anblick Ecklers mit seinem häßlichen Eindruck das Lichtbild von vorhin.

Er fühlte wieder die tausend Fäden, die ihn wie ein gewaltiges Lebensnetz an sein selbst geschaffenes Dasein fesselten, ihn weich umschlangen, als wollten sie symbolisch das Milieu andeuten, das von ihm Besitz ergriff.

Mit einem schroffen Taktschluß brach die Musik ab. Die weißen Fähnchen flatterten nach allen Seiten, und nun sah er auch Emmy im Hintergrunde auftauchen. Sie schien ihn zu suchen. Eckler trat auf sie zu und schien sie anzusprechen. Sie wich ihm ängstlich aus und verschwand dann hinter einer Gruppe.

Brav von ihr, daß sie diesen Frechling wie etwas Unreines mied!

Alles das beobachtete Trolla mit der unbeweglichen Miene eines Menschen, dessen Sinne stark erregt sind.

„Was macht Hannover?“ hörte er dann ganz

deutlich hinter seinem Rücken sagen. Erschreckt blickte er sich um, sah aber Niemand. Erst, als er wie gebannt sitzen blieb, kam er zu der Gewißheit, daß das Gespräch seitwärts von ihm in der nächsten Nische geführt wurde. Da es hier oben durchaus dunkel war und er gegen Pfeiler und Gardine saß, so konnte er unbemerkt weiter lauschen.

Es waren Dankelberg und Schneider, die schon vor Trolla auf den Einfall gekommen waren, sich nach hier zurückzuziehen. Ueberall, wo sie zusammentrafen, sprachen sie von ihren Geschäften, und zwar in jener unauffälligen Weise, die Uneingeweihte niemals interessiren konnte. Einer von ihnen hatte gewöhnlich immer eine Neuigkeit mitzutheilen. Da überdies Schneider sehr schwerfällig im Schreiben war, so hatten sie sich im Laufe der Jahre daran gewöhnt, größtentheils mündlich Alles zu erledigen. Dabei war ein gewisses gegenseitiges Mißtrauen vorhanden, denn Keiner gönnte dem Anderen Schriftstücke, die eines Tages zu einer Waffe gegen ihn hätten werden können. In Geldsachen hörte auch die Gemüthlichkeit unter Wucherern auf.

Schneider mußte die Frage noch einmal hervortrompeten, bevor Dankelberg ihm die Antwort zu-

raunte: „Mit der reichen Braut ist es nichts. Es hat sich zerschlagen.“

„So? Dann muß er zahlen oder springen,“ quäkerte Schneider zurück.

„Ein Adliger hat sie ihm weggeschnappt. Dafür kann er nicht,“ sagte Dankelberg wieder. „Aber er hat eine Andere in Aussicht. Eine, die von Rasse ist. Es soll sehr viel Pinke da sein.“

„Faule Fische. Ich sehe schon, das ganze Geschäft ist mies. Es wird eine blinde Fuhre. Ich hätte mich schön hüten sollen, ihm noch die Zweitausend zu geben.“

„Er hat ja doch nur Tausend bekommen,“ fiel Dankelberg ein.

„Schrei doch nicht immer so,“ gab Schneider entrüstet zurück. „Du möchtest wohl gerne 'mal 'n Knast weg haben.“

Trolla, der wie starr lauschte, hielt fast den Athem an. Er hatte irgendwo gelesen, daß in der Verbrechersprache Knast Strafe bedeute, und so wußte er die Angst des alten Augenverdrehers zu würdigen.

„Es hört uns ja Niemand,“ sagte Dankelberg wieder.

„Na, man kann nicht wissen," ließ sich plötzlich die belegte Stimme eines Fremden vernehmen.

Als Trolla überrascht durch den Schlitz der Gardine äugelte, erblickte er noch einen Dritten an dem kleinen Tisch, einen bärtigen Mann in den Vierzigern, mit stark geröthetem, aufgedunsenen Gesicht, der andauernd vor sich auf einen Punkt starrte. Er erkannte in ihm einen Menschen, den er bereits unten an der Seite Dankelbergs gesehen hatte und der ihm durch ein unsauberes Chemisett und die Glanzstellen auf seinem Frackkragen aufgefallen war. Er machte den durchaus schäbigen Eindruck eines Halbblinden, der nicht weiß, was mit seiner Kleidung vorgeht, und dem die äußerliche Vernachlässigung daher gleichgiltig ist.

Es war Schaffsky, ein Vertreter jenes niedrigen Vermittlerthums, das auf dem großen Nährboden einer Millionenstadt stets seine Rechnung findet. Schon sein Vater hatte in derartigen Geschäften gemacht, und so war er nach mehrmaligem Berufswechsel allmählig in dessen langjährige Praxis hinübergeglitten. Als Mensch von guter Gymnasialbildung, der mit vielen anständigen Leuten bekannt war, hatte er sich zuerst als tüchtiger Kaufmann erprobt, bis er durch eine un-

glückliche Operation fast sein ganzes Sehvermögen einbüßte, so daß er nur noch mit Mühe seinen Namen schreiben konnte.

Zuerst ernährte er sich redlich, dann aber war er mit Wucherern in Verbindung gekommen und leistete ihnen Handlangerdienste. Den ganzen Tag war er mit Cigarren unterwegs, durch deren Verkauf er sich bei Beamten, Rechtsanwälten, jungen Aerzten und Künstlern einzuführen pflegte. Auch für den Verkauf von Wein, Cognac und goldenen Uhren interessirte er sich.

Bei dieser Gelegenheit wurden dann Geldgeschäfte eingeleitet. Für Schneider und Dankelberg war er sozusagen nur der „Kundschafter", der „Zuträger", der nach abgeschlossenem Handel seine Provision erhielt. Von seinen Auftraggebern ließ er sich die „Gänge" bezahlen. Unter zwanzig Mark that er es niemals. Aber man opferte gern, um sich in schwerer Zeit über Wasser zu halten, oder sich den dornenvollen Weg der Carrière zu ermöglichen.

Seitdem er einigen früheren Schulkameraden ihre Laufbahn durch diese Blutsteuer erschlossen hatte, waren ihm immer mehr „Kunden" zugeflogen, von denen ihn einer dem anderen empfahl, und

so war er unter dem geistigen Proletariat, das wohl große Aussichten hatte, manchmal aber nicht das liebe Leben, bald wie ein bunter Hund bekannt, dem man nur um deswegen den verdienten Fußtritt nicht gab, weil man seiner Schnüffelei bedurfte.

Man wußte, daß seine Waaren fünfzig Procent unter dem Werthe waren, aber man nahm die Cigarren und den Cognac in den Kauf, um sich sein Wohlwollen für spätere Fälle zu erhalten.

Plötzlich seines guten Augenlichts beraubt, war er mißtrauisch geworden, und so hatte sich seiner gegen die Mitmenschen ein versteckter, heißer Groll bemächtigt, der in den seltsamen Charakterzug ausartete, ihnen zu helfen, indem er sie betrog.

Da er die Blicke der Verachtung nicht sah, so erstarb allmählich sein Gewissen. Trotzdem tappte er durchaus sicher durch die Welt, denn sein Tastsinn hatte sich mit den Jahren verschärft. Niemals konnte man ihn übervortheilen. Er fühlte jedes Geldstück, jede Banknote heraus, weil er mit den Fingerspitzen ihren Werth erkannte.

Er hatte das feine Witterungsvermögen aller Unglücklichen, die den Mangel eines Sinnes auf die andern übertragen müssen. Weil er nicht sehen

konnte, so hörte er doppelt und schuf sich dadurch die Eindrücke, die auffallend mit der Wirklichkeit übereinstimmten.

Hin und wieder schlug er Dankelberg und Schneider ganz gehörig ein Schnippchen. Sie nahmen an, er lebte nur von den Vermittlungsgebühren, weil er ihnen gegenüber so that, als befände er sich in steter Noth und müßte ihnen daher die Markstücke einzeln aus der Tasche pressen. Er jedoch machte unter der Hand auf eigene Faust Geschäfte, nachdem er sich eine bestimmte Summe erspart hatte.

Er machte nur „die kleinen Ramsche", die großen überließ er den beiden Genossen. Aber er stand sich ganz gut dabei, denn er ging durchaus sicher vor und arbeitete dabei mit denselben Procenten wie die Andern. So hatte er sich schon ein ganz hübsches Kapital zusammen gewuchert, das er bestrebt war, immer mehr zu vergrößern, um eines Tages Operationen nach Art der „großen Macher" vornehmen zu können.

„Sie brauchen gar nicht zu glauben, daß er nur tausend bekommen hat," setzte Schneider das Gespräch fort.

„I, wo werd' ich denn," wandte Schaffsky in

der Art eines Menschen ein, der vom geraden Gegentheil überzeugt ist.

Dankelberg lachte unterdrückt. „Dem sag's nur, der weiß schon Bescheid," warf er dann ein. „Der sieht sogar im Dunklen die Mäuse tanzen."

„Ich wollte, ich könnte es, dann wäre ich heute schon weiter," brachte Schaffsky seufzend hervor.

„Uz' ihn doch nicht immer, er kann wirklich schlecht sehen," plärrte Schneider dazwischen.

„Dafür riecht er aber um so besser den Braten," sagte Dankelberg wieder, der an die vollständige Kurzsichtigkeit Schaffskys niemals recht glauben wollte.

„Uebrigens, was Du immer redst," ließ Schneider nach einer Pause seine Kinderstimme aufs Neue ertönen. „Die Ausgaben für Reisen und Erkundigungen rechnest Du wohl nicht."

„Das vertheilt sich auf Hannover," warf Dankelberg wieder ein. „Da sitzen doch unsere Kunden dicke."

„Mir wär's schon lieber, wenn die Reitschule hier wäre, dann hätte man doch seine Pappenheimer in der Nähe," trompetete Schneider abermals.

„Schüsselwitz ist ja auch hincommandirt," mischte sich Schaffsky wieder hinein.

„Dem muß ich nächstens auch auf die Bude steigen. Er spielt so viel,“ fuhr Schneider fort· „Ein Gut ist schon flöten gegangen. Jetzt hat er nur noch das Erbtheil seiner Mutter. Wenn das futsch ist, kann ich Rauch schnappen.“

„Ja, die Karten fressen viel auf, namentlich in Hannover,“ fügte Dankelberg hinzu. „Schick' doch mal Eckler 'rüber.“

„Das möchtest Du wohl, wie?“ wandte Schneider bissig ein. „Dann ginge noch eine gewisse Dame mit, und als Anhängsel Du natürlich auch.“

Ganz gegen seine Gewohnheit gerieth er aus dem Häuschen, denn er erinnerte sich einer Fahrt nach dort, die Eckler mit „Gepäck“ gemacht hatte und worüber ihm so viel Spesen berechnet worden waren, daß er vier Wochen nicht schlafen konnte. Er wollte nicht zahlen, Eckler jedoch setzte ihm die Pistole auf die Brust, indem er gewisse unangenehme Dinge berührte und einfach sagte, er hätte aus Anstand mitjeuen müssen. Ueberdies hatte er Dankelberg in Verdacht, daß dieser während der drei Tage auch aus seiner Tasche gelebt habe.

„Besser schon, Du baldowerst allein aus, dann geht's auf gleiche Theilung,“ fuhr er fort. „Bei dieser Gelegenheit kannst Du ja gleich diesem Wind-

beutel, dem Bruder von Deinem Schwiegersohn, meine Meinung sagen. Ich prolongire nicht mehr.“

„Na na,“ wehrte Dankelberg ab. „Du wirst Dich schon noch erweichen lassen. Ich kenne doch Deine Tasche.“

Schaffsky amüsirte sich darüber, indem er lachte, daß es sich wie ein Krächzen anhörte.

„Zeig' Du ihm doch Dein großes Portemonnaie, Dir liegt er doch näher als mir,“ brachte Schneider wieder entrüstet hervor.

Trolla horchte auf. Bisher war ihm kein Wort der Unterhaltung entgangen, die ihm genügende Aufschlüsse über das Treiben dieser drei Menschen gab. Nun aber wurde er stutzig, denn er konnte sich die ganze Sachlage nicht recht erklären, nachdem ihm Dankelberg gestanden hatte, daß er das Geld von anderer Seite bekommen habe.

In Wirklichkeit lag Alles sehr einfach. Die ersten sechstausend Mark hatte Dankelberg gegeben, dann aber war Schneider eingesprungen, weil bei ihnen Alles auf gleiche Theilung ging. Alle Zahlungen gingen durch Dankelbergs Hände, die Wechsel jedoch behielt stets Schneider, der als großer Unbekannter nur dann sein Giro darauf setzte, sobald es zum Protest kam und es ans Klagen gehen

mußte. So war für den Schuldner plötzlich ein Gläubiger aus der Versenkung aufgetaucht, von dem er niemals etwas gehört hatte und gegen den er den Vorwurf der Bewucherung nicht erheben konnte.

Prolongirte man Wechsel, so wurde das alte Papier entweder sofort vernichtet, oder man suchte bei einem etwaigen Austausch vergeblich nach Dankelbergs Namen, der sich überhaupt niemals als Aussteller schrieb. Das Papier war dann nur Accept geblieben.

„Gut, gut, wenn Du durchaus willst — ich mache den Ramsch gern alleine," fuhr Dankelberg dann dem Freunde ins Wort. „Morgen früh bin ich bei Dir, dann machen wir reine Wäsche darüber. Du giebst mir den Wechsel und ich zahle Dir den Werth nach Abzug von fünfzig Procent. Deine Hand drauf."

Schneider stieß ein meckerndes Lachen hervor. „Das möchtest Du wohl, Schlauberger. Damit Du den Rebbes alleine machst. Aber ich bin doch nicht von gestern."

„Dann reiß doch nicht immer Dein großes Maul auf," gab Dankelberg unverwüstlich zurück.

Schaffsky lachte wieder. Da er bei Beiden

beliebt bleiben wollte, so vertheilte er seine Heiterkeit, damit Jeder etwas von ihm hatte.

„Es wird doch da noch 'was zu holen sein," fuhr Schneider fort, „denn sonst hätte er nicht gesagt, er müßte seiner Braut reiche Geschenke machen. Reinen Tisch muß er auf alle Fälle machen, denn wenn er zur Kriegsakademie will, darf er doch keine Schulden haben."

„Davon braucht ja Keiner 'was zu wissen," warf Dankelberg wieder ein.

„Wir aber wissen es, das ist die Hauptsache."

Man brach das Gespräch ab, denn von der Treppe her drang verhaltenes Kichern, was Schaffsky Veranlassung gab, zur Ruhe zu mahnen. Ein Pärchen, eng verschlungen, wurde sichtbar, verstummte aber sofort, als es bemerkte, daß es hier nicht ungestört weilen könne. Es trat einige Augenblicke an die Brüstung, dann verschwand hinter dem Frack das weiße Kleid die Treppe hinunter.

Während nebenan die Unterhaltung wieder begann, die sich nun um andere Geschäfte drehte, saß Trolla unbeweglich da. Ein wüstes Gewirr von Gedanken beschäftigte ihn, durch das immer die Zahl Zwölftausend schwirrte. Wenn sein Bruder bereits so viel schuldete, wieviel Zinsen mußte

man ihm berechnet haben! Gewiß — es war durch eigene Schuld geschehen, aber getrieben durch die Verhältnisse. Und er, Felix, war vielleicht mitschuldig daran, wenn auch unbewußt, denn er hatte ihm den Weg dazu erweitert.

Das Schönste war, daß er hier Dinge über die Absichten Arthurs erfahren hatte, die ihm bisher unbekannt geblieben waren. Ekel vor Dankelberg erfaßte ihn. Er kam sich plötzlich unendlich jämmerlich vor, wie ein gesunkener Mensch, der mit Grauen vor seiner eigenen Handlung bebt. Gab es für ihn noch ein Zurück, so mußte er jetzt aufspringen, vor die Drei hintreten und sie verachtungswürdige Schufte nennen. Dann würde Dankelberg gewiß wissen, woran er wäre.

Aber er that es nicht. Er, der Mann mit einem ausgesprochenen Rechtsgefühl im Herzen, hatte nicht die Kraft dazu. Es war nicht Feigheit, die ihn zurückhielt, sondern Schamgefühl darüber, Etwas gehört zu haben, wodurch er sich am meisten beschmutzen würde, wenn er sich als Lauscher zu erkennen gäbe.

Unten im Saale zeigte sich große Bewegung. Man trat zum Contre an. Trolla sah, wie Emmy sich bei den Pärchen vorbeidrückte und den Hals

reckte, wahrscheinlich, um ihn irgendwo zu entdecken. Dann warf sie einen Blick nach oben und kam der Treppe zu.

Dadurch gelangte er zu einem Entschluß. Nebenan fiel sein Name wieder, und so wollte er die Gesellschaft in Schrecken versetzen. Er erhob sich leise und stand plötzlich wie aus dem Boden gewachsen vor ihnen.

„Also hier stecken Sie?“ sagte er möglichst unschuldig. „Man sucht Sie überall.“

Alle Drei waren so verblüfft, daß ihnen das Wort in der Kehle stecken blieb.

Dankelberg erholte sich zuerst. „Sie haben wohl Gummischuhe an, Herr Doktor?“ fragte er, während Schneider den Dummen spielte, indem er die Arme verschränkte und die Augen der niedrigen Decke zudrehte.

„Das nicht, aber ich habe die Angewohnheit, manchmal durch die Luft zu spazieren,“ gab Trolla zurück. „Namentlich, wenn ich nach Jemand Sehnsucht habe.“

„Emmy ist aber doch nicht hier,“ erwiderte Dankelberg, der den Sinn anders auslegte.

„Dafür Sie aber.“

„Sind Sie eben erst herauf gekommen?" fragte Dankelberg mißtrauisch.

„Ich weiß es wirklich nicht. Bei dieser Hitze wandelt man ja wie im Schlaf," gab Trolla mit demselben freundlichen Lächeln zurück.

Dankelberg wagte ihn nicht anzusehen, dafür fixirte er aber rasch Schneider, der jedoch in höheren Gefilden zu schweben schien.

Um die allgemeine Verlegenheit zu verbergen, wollte Dankelberg Schaffsky mit Trolla bekannt machen. Dieser winkte aber sofort ab mit der Bemerkung, daß das nicht mehr nöthig sei, denn er kenne diesen Herrn schon zur Genüge.

„Ist mir wirklich nicht erinnerlich," fiel Schaffsky ein, der sofort die Ohren gespitzt hatte.

Trolla blieb dabei.

Nun wurde man erst recht nicht aus ihm klug. Als sie sich gerade Alle erhoben, um hinunter in den Saal zu gehen, kam Emmy ihnen entgegen, die sich wunderte, sie hier zusammen zu sehen. Sie war mehr erschreckt als erfreut, und ihr ängstlicher Blick versuchte in den Augen des Geliebten zu lesen. An ihrer Seite konnte er nicht mehr grollen, denn wie immer übte ihr Haarduft wieder seine Wirkung. So schüttelte er denn freundlich mit dem

Kopf, als sie fragte, ob etwas Besonderes vorgefallen sei.

Als Beide vorangingen, benutzte Schneider die Gelegenheit, dem erprobten Kumpan zuzuraunen: „Ich traue ihm nicht recht, er war zu plötzlich gekommen.“

Auch Schaffsky meinte, er hätte etwas „knacken“ hören. Trotzdem aber Dankelberg im Innern mit ihnen übereinstimmte, sagte er, indem er sich wohlgefällig seine Bartspitzen strich: „Ihr könnt ganz ruhig sein. Er ist sicher wie Gold.“ Er wußte am besten, wie er das aufzufassen hatte.

Unten im Saal, wo bereits laut die Commandostimme des maître de danse ertönte, strich Eckler herum, wie Jemand, der sich außerordentlich langweilt, weil er sich nicht in seinem Elemente befindet. Er hatte sich denn doch dafür bedankt, mit Fritzens Mama ein balancé zu tanzen; und so sehnte er sich als „müder Mann“ nach jenem stillen Winkel, wo um diese Zeit noch Rosa die Gäste aufzuwarten pflegte. Die Einzige, die ihn hier noch hätte begeistern können, strafte ihn mit Verachtung, und so wartete er nur auf den günstigen Augenblick, um sich drücken zu können.

Da kam sie gerade herangerauscht am Arme

dieses „Naiven“, der aber seiner Ansicht nach ein Streber schlimmster Sorte war.

„Nun, wie ‚fühlen‘ Sie sich denn?“ fragte er, als Trolla fast seinen Aermel streifte. Dieser glaubte offenen Spott herauszufühlen, beherrschte sich aber und zwang sich ein höfliches „Danke, ganz gut“ von den Lippen.

„Und gnädiges Fräulein scheinen sich wieder erholt zu haben,“ wandte er sich an Emmy.

„Wie Sie sehen . . .“ gab sie kalt zurück. Einen Augenblick fühlte sie seinen glotzenden, herausfordernden Blick, in dem das verglommene Feuer verschmähter Liebe noch einmal brennend flammte.

Während sie Felix mit fortzog, verspürte sie Ecklers Athem wie etwas Unreines auf ihrem Nacken. „Nur aus seiner Nähe!“ war ihr einziger Gedanke.

„Dann auf Wiedersehn,“ klang es hinter ihnen her, und Jedes bezog es allein auf sich.

Als Trolla dann mit seiner Braut zur Garderobe schritt, weil er genug von diesem Abend hatte, erblickte er Dankelberg wie einen Betrunkenen laut schwatzend am Büffet stehend. Schneider, der durchaus mäßig lebte, hörte, ein Glas Selterwasser in der Hand, geduldig zu. Schaffsky jedoch hatte die Nase einem verlassenen Tisch mit Biergläsern nahe

gebracht und befühlte ein Glas nach dem andern. Schmutzig-geizig wie er war, verschmähte er es durchaus nicht, ein fremdes Glas zu ergreifen und den Rest zu leeren, wonach er dann jedesmal behauptete, er habe seins noch lange nicht ausgetrunken.

V.

In den nächsten Tagen ging Dankelberg Trolla auffallend aus dem Wege, als wollte er jeder Unterhaltung mit ihm entgehen. Dann aber trat er eines Abends, als Frau und Tochter nicht zu Hause waren, mit gewichtiger Miene zu ihm ins Zimmer.

„Sagen Sie, Herr Doktor — Sie haben doch neulich Abend Alles mit angehört, da oben auf der Gallerie," begann er ohne Umschweife.

Er fürchtete Trollas Offenheit in Gegenwart Emmys, und so hatte er es für besser gehalten, gleich mit ihm unter vier Augen darüber zu verhandeln.

Als er nicht gleich eine Antwort bekam, fuhr er aufgeregt fort: „Sie können mir nichts weismachen, es ist so."

Trolla, der nicht mehr ausweichen konnte und auch zu ehrlich war, mit der Wahrheit zurückzuhalten, gab Alles zu, bemerkte aber, daß er unfreiwillig Zuhörer sein mußte. Und noch den

Widerhall der damaligen Empörung im Herzen, brauste er rücksichtslos auf: „Es ist hundsgemein von Ihnen, meinen armen Bruder so zu bewuchern.“

Sofort prallten sie Beide zusammen.

Dankelberg, bereits völlig abgebrüht gegen derartige Vorwürfe, zeigte sich durchaus nicht eingeschüchtert. Im Gegentheil war er erfreut, sich in seiner ganzen Größe zeigen zu können.

„Wer hat Ihren Bruder bewuchert?“ schrie er ihn an. „Herr, ich verbitte mir das! Wenn Sie so anfangen, setze ich mich auf die Hinterfüße. Dann sind wir überhaupt fertig miteinander.“

„Mir sehr angenehm,“ gab Trolla kurz zurück.

Dankelberg stutzte einen Augenblick, dann fuhr er ebenso heftig fort: „Gut. Aber erst werden Sie Ihr Ehrenwort einlösen und dafür sorgen, daß ich zu meinen sechstausend Mark komme. Alles Uebrige schenk' ich Ihnen, auch das Geld, das ich Ihnen gepumpt habe. Drei Tage gebe ich Ihnen Zeit, dann ist der Wechsel fällig. Können Sie nicht, dann muß Ihr Bruder um die Ecke.“

Keine Spur von Mitleid war in ihm zu entdecken. Fest entschlossen, wie ein menschliches

Raubthier, das zum Sprunge bereit ist, stand er da, die halb zusammen gekniffenen Augen fest auf seinen Gegner gerichtet. Seine Hände zitterten vor Wuth, wie bei allen Creaturen, die sich plötzlich entlarvt fühlen und den unredlichen Gewinn in weiter Ferne sehen.

Unbeweglich blickte Trolla auf ihn, wie unter dem Eindruck eines feigen Keulenschlages. Wie etwas Widerliches beschlich ihn die Scham darüber, mit diesem Manne ein Dach zu theilen.

Und während dessen polterte Dankelberg ruhig weiter. Das sei nun der Dank dafür. Er habe es ja gewußt, daß es so kommen würde. Erst die Güte in Anspruch nehmen und dann mit Beleidigungen um sich werfen. Wucherer! Er und Wucherer! Das müsse man ihm erst beweisen. Verdienen am Geschäft wolle Jeder, denn umsonst sei heutzutage nur der Tod, und der noch nicht einmal.

Trolla, der ihm eine Menge Dinge hätte entgegenhalten können, wollte ihn nur mit Verachtung strafen, und so schwieg er.

Dadurch wurde Dankelberg nur noch gereizter. Seine Worte überstürzten sich, und es entbehrte nicht einer gewissen Komik, als er rasch hinter=

einander alle Zugeständnisse wieder zurücknahm. Dabei that er so, als beantwortete er die Fragen des Andern.

Er etwas schenken? Er wisse wirklich nicht wie er dazu käme. Keinen Heller lasse er herunter! Auch für die Darlehne, die er seinem Chambregarnisten gegeben habe, verlange er binnen drei Tagen die üblichen Zinsen, sonst würde er sofort klagen. Er könnte überhaupt noch eine ganz andere Rechnung aufstellen, wenn er wollte.

Und als Trolla ihm den Rücken kehrte und weiter in Schweigen verharrte, schlug er mit der Hand auf den Tisch und schrie aufs Neue: „Ich lasse Sie nicht los, solange ich mein Geld nicht habe. Ihr Ehrenwort bindet Sie für ewige Zeiten. Haben Sie verstanden? Ihre ganze Carrière ist futsch, wenn Sie es brechen. Ich weiß Bescheid."

Trolla hatte plötzlich die Empfindung, als hätte er diesen Vorgang schon einmal durchlebt, als sagte man ihm garnichts Neues. Jedenfalls war es die Rückwirkung eines längst empfangenen Eindruckes, daß Alles so kommen müsse und nicht anders. Das lähmte seinen Widerstand und erweckte ein Gefühl der Ohnmacht in ihm.

„Es ist gut," sagte er mit Aufbietung aller

Kräfte, „beruhigen Sie sich nur, bitte. Ich werde morgen sofort einen Urlaub nachsuchen und nach Hannover fahren. Alles Uebrige wird sich dann finden. Haben Sie inzwischen die Güte, Herrn Schneider davon zu benachrichtigen. Habe ich morgen noch Zeit, so werde ich ihm persönlich noch meine Aufwartung machen.“

Die Wuth Dankelbergs war plötzlich verpufft. Ernüchtert blickte er ihn an und verließ den Kampfplatz, wie ein Mensch, der ganz etwas Anderes von seinem Gegner erwartet hatte.

Trolla blieb wie betäubt zurück, unfähig klare Gedanken zu fassen. Nur das Eine empfand er dämmernd, daß seine letzten Worte zu Dankelberg so gut wie Phrase waren. Was sollte er in Hannover, wodurch wurde ihm dort geholfen? Sollte er wie ein reuiger Sünder heimkehren, den über die Verzeihung hinweg die Anklage erwartet? Im Dunkel des Grübelns tauchte ihm blitzend der Revolver auf.

Sterben, Allem entgehen! Wahnwitzig bohrte sich dieser Gedanke in seiner Seele fest, aber nur auf Minuten, wie eine flüchtige, krankhafte Erscheinung. Trotzig vertrieb ihn die gesunde Kraft der Jugend.

Er überlegte. Fiel er, so riß er Arthur mit, und Mutter und Schwester konnten doppelte Trauer anlegen. So hätte dann der Leichtsinn die schwache Besonnenheit frühzeitig mit ins Grab genommen.

Er grübelte lange über seine Lage, seinen Zustand. „Verhängniß" stand mit großen Lettern im tiefen Schachte seiner Seele. Liebe und Treue hatten sich vereinigt, um ihn gefesselt der Zukunft zu überliefern.

Um sein aufgeregtes Gemüth zu beruhigen, ging er aus. Auch diesmal hatte er Sehnsucht, wie so oft schon, nach einem treuen Freunde, dem er sein Herz hätte ausschütten können. Er dachte wieder an Hiller und wußte auch, wo er ihn finden würde, aber er schämte sich plötzlich, einen Blick in seine Verhältnisse thun zu lassen, deren psychologischen Zusammenhang man kaum verstehen konnte. Einsam irrte er umher.

Dankelberg hatte das Haus nicht verlassen. Laura, die bereits längst etwas Schlimmes ahnte, hatte an der Thür im Musikzimmer gelauscht und Alles mit angehört. Sie durfte ihm aber heute mit keiner Andeutung kommen, denn sofort wurde er grob. Die Ruhe Trollas ging ihm im Kopfe herum. Wie, wenn dieser aus Hannover überhaupt

nicht mehr zurückkehrte? Das Halloh der Weiber dann! Er hätte keine ruhige Stunde mehr gehabt. Und wenn Trolla wirklich zu Schneider ginge? Dieser alte Dürrling hätte ihm die Hölle heiß gemacht darüber, daß man ihm Scherereien verursache.

Er hatte also etwas Schönes angerichtet! Getrieben von der Angst, der schöne Traum von dem endlichen Schwiegersohn könnte nun aus sein, schlich er sich mehrmals zur Thürc Trollas hin, ohne jedoch den Muth zu finden, die Klinke niederzudrücken. Nur das Winseln fehlte und der feige Hund wäre fertig gewesen.

Als er Trolla dann fortgehen hörte, wurde er erst recht von der Unruhe geplagt. Eine Stunde später, nach der Rückkehr von Mutter und Tochter, stand das Familienfeuer in hellen Flammen. Laura hatte es sanft geschürt, bis es allmählich aufloderte. Guste meinte später, sie hätte eine Braut noch niemals so „heulen“ hören. Alle Todesarten wurden in Erwägung gezogen, die einer Entlobten am schnellsten hätten den Garaus machen können.

Laura wiederholte fortwährend das große Wort: „Schreit doch nicht so, sonst werdet Ihr von Euren eigenen Miethern gekündigt!“.

Es kam soweit, daß die Frau ihrem eigenen Manne die Worte „gemeiner Wucherer“ entgegen schleuderte. Unter dieser Wucht knickte Dankelberg zusammen. Er sah ein, daß sein Fundament zu erschüttern begann. Langsam entpuppte er sich wieder als Gemüthsmensch, der seine „heftigen Seiten“ habe.

Eine windstille Berathung folgte dem Sturm. Man hörte nur noch Säuseln und Flüstern. Dann verbrachten Alle eine schlaflose Nacht.

Am andern Morgen athmeten sie auf. Gott sei Dank, Trolla war nicht ausgeblieben, Guste hatte es soeben berichtet. Er hätte ja den Einfall haben können, am späten Abend noch abzudampfen.

Frau Dankelberg machte schleunigst Toilette und hatte sodann im Musikzimmer eine lange Unterredung mit Trolla. Emmy kam hinzu, schüttete ihren Schmerz aus, und zuletzt wagte sich auch der Alte hinein. Er bat wegen seines Auftretens um Entschuldigung und streckte zur Versöhnung seine Hand hin, die Trolla nicht beachtete. Dankelberg verkniff sich diesmal seinen Aerger, dachte aber sofort an eine „Revanche“ für später.

Als er sich dann nach einem Wink seiner Frau wieder verzogen hatte, kam man zur Erledigung

der Hauptsache. Trolla sollte sofort Hochzeit machen und bis zu seiner Selbstständigkeit aus Frau Dankelbergs Vermögen jährlich soviel beziehen, daß er ein durchaus standesgemäßes Leben führen könne. Später würde sich ja alles Weitere finden. Sie hatte diesen Vorschlag gemacht, weil Trolla ausdrücklich erklärt hatte, er werde auf jede Mitgift Emmys, die aus dem Vermögen ihres Vaters fließe, ein- für allemal verzichten. Man wußte warum, und schlug die Augen nieder, ohne diesen wunden Punkt weiter zu berühren.

Trolla kam sich wie erlöst aus schwerer Pein vor. Wenn die Mutter Vermögen hatte, das, wie sie sagte, aus einer Erbschaft stamme und für ihre Tochter sicher gestellt werde, so hatte er ja eigentlich mit dem Alten garnichts mehr zu thun, schuldete ihm später keine Dankbarkeit und konnte, war Emmy erst einmal seine Frau, die Trennung von ihm rücksichtslos vollziehen.

Nach vier Wochen fand in aller Stille die Hochzeit statt. Es war ein Diner im engsten Kreise, wozu man sich ein gutes Hotel ausgesucht hatte. Dankelberg war nicht zugegen, denn er hatte „plötzlich“ eine Reise antreten müssen, in „Kunstangelegenheiten“, wie seine Entschuldigung lautete.

Trolla hatte das vorausgesetzt, und so hatte die Schwiegermutter dem Alten einen Wink gegeben. Auch Hiller war unter dem triftigen Grund ausgeblieben, daß er „ganz unerwartet“ seine Großtante besuchen müsse.

Da sie jetzt bei verschiedenen Gerichten arbeiteten, so hatten sich die Freunde lange nicht gesehen. Trolla war über seine Abwesenheit sehr mißgestimmt, aber es half nun einmal nichts. Dafür waren einige andere Collegen erschienen, die ihn sehr schätzten und von den ganzen inneren Vorgängen dieser Heirath keine Ahnung hatten. Ihnen gegenüber wurde die Abwesenheit des Schwiegervaters durch Krankheit entschuldigt.

Schneiders waren natürlich erst gar nicht eingeladen worden. Dankelberg hatte die Sache so gedreht, daß von Uebelnehmen keine Rede sein konnte.

Das Paar bezog die zweite halbe Etage in Dankelbergs Haus, die zufällig leer geworden war. Trolla war unter der Bedingung damit einverstanden, daß er wie jeder andere Miether dafür zu zahlen habe. Er wollte durchaus unabhängig vom Alten sein. Emmy hatte ihn auch sehr gebeten, vorläufig im Hause zu bleiben, schon der

„Billigkeit“ wegen, denn wo anders würde man viel theurer wohnen müssen, das war ein Grund, den er gelten ließ. Die Zeit bis zum Assessor würde man schon hinkommen, und dann mußte man doch ganz andere Pläne entwerfen.

Emmy war nun Frau Trolla, trug also einen anderen Namen. Das genügte ihm vorläufig. Soweit war nun Alles ganz gut. Er war schön eingerichtet, denn man hatte in dieser Beziehung jeden seiner Wünsche erfüllt und lebte auch ganz behaglich. Nun konnte er sich in aller Ruhe und mit doppeltem Fleiße seinem Berufe hingeben.

Auch aus Hannover waren zur Hochzeit die besten Glückwünsche eingetroffen. Kurz und bündig zwar, aber es war doch Etwas! Man schien sich doch wenigstens seiner noch zu erinnern. Er bedurfte ihrer jetzt auch nicht mehr, denn sein Haus war ihm seine Welt. Emmy war eine kluge, verständige Frau, ging auf in seinen Bestrebungen und war voll zärtlicher Liebe zu ihm. Sie harmonirten in allen ihren Anschauungen, das war die Hauptsache. Sie war ihm nicht nur Weib, sondern auch Freundin und Gefährtin. Wo sie lernen konnte, lernte sie, beugte sie sich seiner

geistigen Uebermacht. So hatte er sich die Frau immer gewünscht, gleichsam als Ergänzung der Mängel eines Mannes. Dann kam ein vollendetes Bild zu Stande, fest gefügt durch Treue und Glauben zu einander.

Beider Leidenschaft war die Musik. Sie hatten sich einen hübschen Flügel angeschafft, benutzten ihn gemeinsam, und besuchten fleißig Oper und Concert. Mit dem unteren Stockwerk hatten sie nur wenig Verkehr. Alle zwei Tage ließ sich Mutter Dankelberg flüchtig sehen und hielt sich höchstens einmal längere Zeit auf, sobald Trolla noch auf dem Gericht war.

Eines Tages fiel es Trolla auf, daß Dankelberg ihn zur Verlängerung des Wechsels garnicht mehr in Anspruch genommen hatte. Man mußte also auf seine weitere Bürgschaft verzichtet haben. „Um so besser," dachte er, „dann wird sich eben Arthur auf die eine oder andere Art rangirt haben. Er nahm sich vor, bei Gelegenheit den Alten darnach zu fragen. Beide begegneten sich nur hin und wieder flüchtig auf der Treppe. Dann, wenn Trolla etwas frostig gegrüßt hatte, zog auch Dankelberg seinen Cylinderhut, mit dem er eine schwenkende Bewegung machte und sagte immer dasselbe:

„Diener, Herr Doctor. Freut mich sehr, Sie wieder einmal zu sehen.“

„Dito,“ gab Trolla leicht spöttisch zurück. Dann gingen sie steif aneinander vorüber.

Trolla glaubte sich das leisten zu können, nachdem seine Schwiegermutter ihm im Vertrauen mitgetheilt hatte, sie habe seine Schulden bei ihrem Manne auf ihre Kappe genommen. So brauchte er also dem Alten gegenüber nur noch die äußerlichen Pflichten der Höflichkeit zu erfüllen.

Als dann aber aufs Neue Wochen vergingen, ohne daß Trolla durch den Wechsel in Mitleidenschaft gezogen wurde, dachte er überhaupt nicht mehr ans Fragen und wurde schließlich ganz beruhigt. Ihn widerte die Sache auch so sehr an, daß er froh war, nicht mehr daran erinnert zu werden.

Im Sommer erlebte er eine große Freude. Er war Strohwittwer geworden, denn Emmy war zur Erholung in ein kleines thüringisches Bad gereist. Man hätte gern größere Sprünge gemacht (er hatte sogar einmal von einer Hochzeitsreise post festum nach dem Süden geträumt), aber die Mittel ließen es nicht zu. Ein verheiratheter Referendar ohne Einkommen mußte mit Allem zufrieden sein.

Der Zuschuß war überhaupt in der letzten Zeit bedeutend knapper geworden, da Frau Dankelberg, die theure Schwiegermutter, andauernd über großen Zinsverlust klagte, ohne jemals ihrem Schwiegersohn tieferen Einblick in ihre Vermögensanlage zu gestatten.

In acht Tagen begannen die Gerichtsferien, dann wollte Trolla seiner Frau nachreisen. Bis dahin genoß er die erste Freiheit eines jungen Ehemannes mit jenen vollen Zügen, die bei Menschen seiner Gesinnung eigentlich recht unschuldig zu nennen waren. Er durchbummelte langsam die Friedrichstraße, als er in der Nähe der „Linden“ auf ein herziges, liebes Gesichtchen stieß, das er am liebsten auf offener Straße abgeküßt hätte.

„Fränzchen!“

„Felix!“

Vor Freude traten ihm Thränen in die Augen. Wie zwei Kinder gingen sie Hand in Hand, minutenlang stumm in der Welt des Wiedersehens versunken.

Dann blieb Fränzchen mit einem Ruck stehen. „Wo ist denn nur mein Mann? Er wird mir doch nicht verloren gehen.“

Er wollte sich nur Cigarren kaufen. Da kam

er auch schon an, schräg über den Fahrdamm — ein langer, dünner Herr, dessen Erscheinung sofort Aufsehen erregte. Der und verloren gehen! Man hätte ihn über die Köpfe einer Armee hinweg gefunden.

„Mein Gott, er wird ja immer länger,“ raunte Trolla seiner Schwester zu.

„Laß ihn nur, dafür wird sein Herz auch immer größer,“ erwiderte Fränzchen und lachte mit.

Beide Männer begrüßten sich herzlich, wobei Dr. Schlemmer aus alter Schulangewohnheit so laut war, daß die Vorübergehenden sich nach ihm umblickten.

Es dauerte nicht lange und man saß beim Spatenbräu zusammen. Die Krüge klapperten gegen einander, und Schluck auf Schluck wurde dem fröhlichen Wiedersehen gespendet! An den Fenstern rauschte das nie rastende Berlin vorüber, dessen abwechselungsreiche Bilder dem langen Schwager immer aufs Neue Veranlassung gaben, seine Bemerkungen einzustreuen. Er war vor zehn Jahren kurze Zeit hier Hauslehrer gewesen, und so erschien ihm Berlin plötzlich wie eine längst bekannte Schöne, die zwar älter geworden war, in deren neue Reize er sich aber sofort wieder verstrickte.

Dieser Gymnasial-Oberlehrer hatte durchaus nichts an sich von jenen engherzigen und steifen Philologen, wie man sie so oft in Büchern geschildert findet. Den Vorwurf pedantischer Verschlossenheit hätte man ihm keineswegs machen können. Alles an ihm war Bewegung und Leben. Etwas nervös veranlagt, wurde er in seinem lauten, unruhigen Geplauder manchmal der stille Schrecken Fränzchens, die ihm mit einem: „Aber Heinz!“ besänftigend die Hand auf den Arm legte.

Dann schüttelte er seine blonde Mähne, strich mit der langen, durchsichtigen Hand seinen Germanenbart und sagte heiter, während die großen blauen Augen mitzulachen schienen: „Aber laß mich doch, Kleine, ich freue mich meines Daseins an Deiner grünen Seite. Das soll wohl sein.“

Und so leerte er einen Schoppen nach dem andern.

Trolla ging allmählich das Herz auf. Heimathsduft wehte ihn an. Er fühlte die ganze Spannkraft seiner Jugend wieder, in die der Ernst des Lebens so frühzeitig seine Hemmnisse hineingeschleudert hatte. Immer wieder ergriff er Fränzchens Hand und drückte sie innig, so bald er in ihrem feinen, lachenden Gesicht ihr junges, seliges Glück las.

Ein Dutzend Fragen wurden locker, und ebensoviele Antworten folgten.

Was denn die „große Poussade“ auf der Georgstraße mache, ob sich dort während des Concerts immer noch „ganz Hannover“ zeige und ob dann die und jene Schönheit immer noch fleißig flanire, fragte er. Es war ihm, als läge für ihn diese Erinnerung so weit zurück, daß er sie kaum mehr zu fassen vermöchte.

„Das soll wohl sein,“ warf Dr. Schlemmer wieder ein und erwies sich durch das wiederholte Anwenden dieser Redensart als guter Hannoveraner.

Nach und nach kam man auf andere Dinge zu sprechen. Wie in gewisser innerer Uebereinstimmung hatte man sich bisher um familiäre Dinge herumgedrückt, nun aber war der Wendepunkt nicht mehr zu vermeiden.

Trolla betonte, daß man früher versprochen hatte, die Ankunft in Berlin vorher bei ihm anzumelden, worauf Schlemmer erwiderte, daß man über Kopf und Hals abgereist sei, auf alle Fälle aber heute noch bei ihm vorgesprochen hätte.

„Ich hatte mich schon so sehr darauf gefreut, Deine liebe Frau kennen zu lernen,“ fiel Fränzchen ein.

Als dann aber Trolla gestehen mußte, daß man auf ein nur halb bewohntes Nest gestoßen wäre, schien es ihm doch, als athmete die Schwester leicht auf, während ihr Mann kein Wort der Ueberraschung fand.

„Na, dann schreiben wir ihr wenigstens eine Bierkarte," sagte Schlemmer dann, um das peinliche Schweigen zu unterbrechen.

Der Kellner brachte eine Karte mit Ansicht, und alle Drei versuchten sich nun in Versen. Es kamen auch einige lustige Reime zusammen, über die man viel lachen mußte.

„Ihr wißt garnicht, wie sie sich freuen wird," sagte Trolla wieder und reichte ihnen zum Dank die Hand. Und ganz in der Aufwallung seiner Gefühle, fügte er hinzu: „Wenigstens macht Ihr dadurch Etwas gut, was Ihr an mir verbrochen habt."

„Aber erlaube mal, ich doch nicht?" fuhr Schlemmer auf und durchwühlte so heftig seine Mähne, daß Fränzchen ängstliche Blicke auf Beide warf. Was sie im Innern längst befürchtet hatte, sah sie nun kommen.

Gleich nach dem zweiten Schoppen hatten beide Schwäger Brüderschaft miteinander gemacht, und so

glaubte Schlemmer ganz offen sein zu können. Sobald er den dritten getrunken hatte, ging überhaupt die Zunge mit ihm durch, so daß Fränzchen diese schwache Seite an ihm oftmals unangenehm bemerkt hatte.

„Man hat Dich eben zu Hause in Verdacht, ein schlauer Duckmäuser zu sein, der das non olet auf seine Fahne geschrieben hat.“

„Aber Heinz!“ kam es über Fränzchens Lippen. Zugleich stieß sie ihn heimlich an, um ihn zum Schweigen davon zu bringen.

Da sie den Tisch allein einnahmen, so durften sie sich ohne jeden Zwang unterhalten.

Schlemmer wehrte ihren Einwurf ab. Er liebe nun einmal die Offenheit, meinte er, und halte Felix für viel zu vernünftig, als daß er eine Aussprache darüber nicht selbst wünschen sollte.

Trolla gab ihm Recht und streckte ihm zum Beweise dafür die Hand entgegen.

Und Schlemmer, dadurch ermuntert, fuhr in einem Zuge fort: „Gerade heraus, lieber Schwager — Arthur hat nicht ganz Unrecht mit seinen Verwünschungen, daß Du Dich zu ihm und Mama so gestellt hast.“

„Er hat keine Ahnung von den Geldsachen,“

raunte Fränzchen schnell ihrem Bruder zu, als ihr Mann den Hals ins Local hineinreckte, wo soeben ein Schwarm Fremder eingetreten war.

Trolla nickte ihr dankend zu. Er freute sich, daß Fränzchen so klug gewesen war, darüber nicht zu sprechen. Ein Mann brauchte schließlich auch nicht Alles zu wissen. Also Arthur verdammte ihn am meisten! Das Schlimmste war, er machte nicht einmal den Versuch, sich Aufklärung bei ihm zu holen. Aber recht so! Wer die Hand ins Feuer legte, mußte sich auch verbrennen, und wer den Muth dazu hatte, zeigte auch am besten seine Schmerzen nicht. Es gab für Alles im Leben eine Abrechnung, ob still oder laut, sie kam mit der Macht einer himmlischen Bestimmung. Er glaubte fest daran, und sie würde auch sicher eines Tages für ihn kommen, ihm die Befriedigung seiner Seele nur zu stärken.

Sein Schweigen legte Schlemmer anders aus. „Als Officier hat er doch nun einmal Rücksichten zu nehmen,“ begann er wieder: „Und Dein Schwiegervater soll zu einer ganz bösen Sorte gehören, die man mit dem schönen Namen Cravattenmacher belegt. Dabei ist natürlich viel Heu zu machen.“

Trolla antwortete abermals nichts, zeichnete

vielmehr mit dem kleinen Finger aus dem übergegossenen Bier allerlei Figuren auf dem Tisch, was ihm großen Spaß bereitete. Was er über Dankelberg hörte, war für ihn keine Neuigkeit mehr, und so machte er garnicht den Versuch einer Einwendung.

Was ging ihn auch jetzt noch sein Schwiegervater an, der für ihn nur Luft war, aber keine angenehme. Er hatte sich bereits eine eigene Philosophie zurecht gemacht, in der das längste Capitel „Edler Gleichmuth“ hieß.

„Natürlich willst Du davon auch einmal ernten,“ fuhr Schlemmer fort, nachdem er seiner tiefen Kehle einen Halben zugeführt hatte.

Fränzchen blickte wieder ängstlich auf und gab ihm den bekannten Stoß unter dem Tisch. Zu ihrer Ueberraschung blieb aber Felix ganz ruhig.

„Meinst Du?“ warf er lächelnd ein und zog mit dem Finger aufs Neue nasse Linien.

Der Oberlehrer schüttelte mit dem Kopfe. „Ich? Gott bewahre, ich nicht. Das meint Alles Arthur. Ich bin sozusagen nur das Sprachrohr aus Hannover, durch das Dir Alles ins Ohr getutet wird.“

„Dann tute nur ruhig weiter, mich berührt's nicht.“

Schlemmer wurde aus seinem Schwager nicht klug; er behauptete es wenigstens. Wenn Trolla nicht Augen hätte, aus der die Hannoversche Treue spräche, dann würde er ihn für einen Heuchler halten, meinte er schließlich. So aber könne er nichts Anderes thun, als ihm aufs ganz Spezielle die frische Blume zu kommen.

„Der Fünfte schon!“ kam es seufzend über Fränzchens Lippen. In diesem Augenblick hatte sie doch den Wunsch, der Aufenthalt in Berlin möchte möglichst abgekürzt werden.

Trolla mußte aufblicken. Kramer und Hiller, in Gesellschaft einiger anderer Herren, betraten das Lokal.

Beide erblickten ihn und gingen mit einem etwas steifen Gruß am Tisch vorüber. Von Kramer hatte er nichts Anderes erwartet; von Hiller jedoch so geschnitten zu werden, berührte ihn unangenehm. Er hätte ihm doch wenigstens die Hand geben können, wenn er sich auch nicht allein befand.

Der Gedanke durchschoß plötzlich seinen Kopf, Hiller könnte bereits längere Zeit etwas gegen

ihn haben und deshalb auch unter einem nichtigen Vorwande von seiner Hochzeit fern geblieben sein.

Zum Glück brach man auf, da das junge Ehepaar durchaus heute noch etwas sehen wollte, und so vergaß er bald den kleinen Zwischenfall.

VI.

Drei Tage lang durchbummelte er mit Dr. Schlemmer und Frau Berlin nach allen Richtungen und spielte dabei den aufopferungsvollen Bären-führer, der alle Kniffe in Anwendung bringen muß, damit den unersättlichen Blicken nichts von den Sehenswürdigkeiten entgehe.

Als endlich die Trennungsstunde auf Bahnhof Friedrichstraße schlug, war er froh, erlöst zu sein. Sie hatten eine Rheinreise vor und dampften nach Frankfurt zu.

Er hatte doch gemerkt, daß Fränzchen nicht mehr ganz seine Schwester war. Sie hatte nun ihren Mann und ging in anderen Interessen auf, so daß für diejenigen ihres Bruders eigentlich nicht viel übrig blieb. Neues hatte er auch nicht viel erfahren. Er hätte sich gern einmal mit ihr aus-gesprochen, und sie hatte angedeutet, daß sie eben-falls das Bedürfniß dazu habe, aber Dr. Schlemmer war nicht von ihrer Seite gewichen.

Trolla war nicht einmal dazu gekommen, das Pärchen in seiner Wohnung bewirthen zu können, wie er gleich am ersten Tage die Absicht gehabt hatte. Er befürchtete, Dankelbergs könnten dazwischen kommen, und dann wäre das Vergnügen gestört gewesen.

So entschuldigte er sich denn damit, daß es etwas wüst bei ihm zu Hause aussehe, und fand den richtigen Ausweg, indem er Schlemmer und Frau in einem Gartenrestaurant zum Diner einlud und dann Abends mit ihnen zu Kroll fuhr. Fränzchen hätte zwar gern einmal seine Wohnung gesehen, tröstete sich aber schließlich damit, daß man ja nicht aus der Welt sei und sich nächstes Jahr im Sommer hoffentlich wieder sehen werde.

So schied man denn mit den üblichen Versicherungen, diese schönen Tage nicht zu vergessen, dem Hüteschwenken und dem letzten Zuwinken mit dem Taschentuch.

Der Zug rollte hinaus in die Weite, und Trolla war wieder allein mit seinen Gedanken und konnte in Erinnerung der letzten Stunden schwelgen.

Wehmuth beschlich ihn, denn die Gewißheit dämmerte ihm, daß im Leben Fränzchens mit dem

neuen Namen, den sie angenommen hatte, auch eine neue Welt entstehen würde.

„Grüßt mir Hannover, wenn Ihr heimkommt," hatte er ihnen zuletzt noch zugerufen, und scherzhaft hatte sie ihm zurückgegeben: „Hannover ist schön, aber wo Heinz ist, ist es doch schöner."

„Das soll wohl sein," war Schlemmer siegesbewußt dazwischen gefahren.

Das sprach Bände für Trolla. Wie glücklich die Menschen, die ohne Seelenkämpfe sich ihres Daseins freuen konnten und wie die Libellen sorglos ihres Weges flatterten!

Durch Emmy hatte Frau Dankelberg von dem Besuche aus Hannover erfahren. Gleich nach der Rückkehr aus Thüringen, wo Trolla mit seiner Frau fünf herrliche Wochen verlebt hatte, merkte er an dem Benehmen seiner Schwiegermutter, daß sie ihm über irgend Etwas grollte. Endlich kam sie damit heraus.

„Sagen Sie, Herr Felix," begann sie durchaus freundlich — „Ihre Verwandtschaft hält sich wohl wirklich zu schade für uns. Sie können sich wohl denken, daß ich mich sehr gefreut haben würde, namentlich Ihre Frau Schwester kennen zu lernen."

Sie saßen am Abendtisch zusammen. An der

unwilligen Bewegung Emmys erkannte Trolla sofort, daß sie darüber mit ihrer Mutter bereits Auseinandersetzungen gehabt haben mußte.

„Aber laß doch, Kindchen,“ beruhigte er sie. „Deine Abwesenheit von Berlin entschuldigt doch Alles.“

„Ich war doch aber hier,“ brachte die Alte erregt hervor und legte wie entrüstet Messer und Gabel fort.

Zum ersten Mal wieder sah er einen Ausdruck an ihr, den er nur einmal bisher an ihr gemerkt hatte, und zwar damals, als er sich ihr zuerst wegen der Noth des Bruders anvertraut hatte und kalte Berechnung aus ihren breiten Zügen sprach.

Trotzdem ihre Herausforderung ihn reizte, bewahrte er seine Ruhe. „Wir haben doch schon offen genug darüber gesprochen, liebe Schwiegermama,“ fuhr er höflich fort. „Sie werden mir stets angenehm sein, ich befürchtete aber ein Zusammentreffen mit Ihrem Mann.“

„Darüber ist er eben empört.“

Trolla zuckte bedauernd mit den Achseln.

Sie schien versessen darauf, heute einmal gehörig die Partei ihres Gebieters zu nehmen.

Trolla dürfe ihn doch nicht auch gar zu hart

beurtheilen. Er habe doch gegeben, und sie müsse jetzt fast täglich Vorwürfe entgegennehmen. Seit der Hochzeit sei er ein ganz Anderer geworden, käme spät Nachts nur noch angesäuselt nach Hause, und dann wärme er vor dem Schlafengehen eine ganze Stunde lang noch immer den alten Kohl auf.

Dankelberg fuchste sich allerdings stark darüber, von seinem Schwiegersohn andauernd gemieden zu werden. Was seinen Ingrimm noch steigerte, war, daß das ganze Haus allmählich dahinter gekommen war, und daß man in der Nachbarschaft gar kein Hehl daraus machte, er werde von seinem Schwiegersohn ganz gehörig verachtet.

Und Alles für sein Geld, wie er sich wüthend gestand. So schüttete er bei jeder Gelegenheit seinen Groll darüber aus, und wurde darin wacker von Laura unterstützt, die „dieses Benehmen des Menschen im zweiten Stock“ unerhört fand.

Frau Dankelberg, die davor zitterte, ihr Mann könnte Trolla über gewisse Dinge plötzlich reinen Wein einschänken, die sie in den Augen Trollas für immer als eine Lügnerin hinstellen würden, hatte schlimme Tage und mußte Alles aufbieten, ihren Mann im Zaume zu halten. Allen Ernstes hatte er schon gedroht, Trolla die Wohnung zu

kündigen und ihn „an die Luft zu setzen“, wie er sich ausdrückte.

Am meisten litt Emmy darunter, die alle diese Vorgänge kannte, niemals aber wagte, ihrem Manne ein Wort davon zu sagen. So bat sie jetzt die Mutter, davon abzubrechen. Diese aber schüttelte energisch mit dem Kopf, aufgebracht durch ein abermaliges Achselzucken Trollas.

„Wir müssen uns doch einmal darüber aussprechen, Kind,“ sagte sie. „Eure ganze Zukunft hängt doch davon ab.“

Trolla blickte auf. „Wie meinen Sie denn das?“ fragte er überrascht. Sie wollte sich schon verplappern, als sie sich zum Glück noch rechtzeitig besann. Sie hatte den flehentlichen Blick ihrer Tochter bemerkt, und so fuhr sie mit erzwungener Liebenswürdigkeit fort: „Bester Herr Felix, mit seinem Schwiegervater soll man sich immer gut stehen. Es könnten doch eines Tages Ereignisse eintreten, wo Sie ihn gebrauchen müßten.“

„Auch darin glaube ich Ihnen meinen Standpunkt bereits klar gemacht zu haben,“ wandte er ruhig ein. „Wucherzins darf in mein Haus nicht kommen. Ich danke Ihnen nochmals um Emmys

willen herzlich dafür, daß ich diesen Wahlspruch Ihren ehrlichen Mitteln zu verdanken habe."

Es geschah zum ersten Mal, daß er das Wort Wucher ihr gegenüber anwandte. Sie biß sich auf die Lippen, es drängte sie zu einer heftigen Antwort, aber sie mußte schweigen.

Seit diesem Abend herrschte eine gewisse dumpfe Schwüle auch im Verkehr mit der Schwiegermutter. Acht Tage hatte sie sich nicht blicken lassen, auch am Beginn des Monats nicht. Als Trolla am Dritten den üblichen Zuschuß noch nicht hatte, ging er auf Bitten Emmys hinunter zu ihr, da „die Luft rein" war, denn der Alte hatte eine seiner üblichen Geschäftsreisen unternommen.

„Denken Sie nur, ich bin außer mir," begann sie zu klagen. „Mein Mann ist abgefahren, ohne mir mein Geld zu geben, das er in seiner Cassette verwahrt. Den Schlüssel hat er auch mitgenommen. Aber er muß ja spätestens schon übermorgen wieder kommen. Ich werde Ihnen mit Dem aushelfen, was ich habe."

Trolla lehnte dankend ab. Bis dahin würde man sich schon einrichten können. Beschämender hatte er nie das Abhängigkeitsgefühl empfunden, wie in diesem Augenblick, wo obendrein noch Laura

zugegen war, deren hämisches Lächeln er zu bemerken glaubte.

Er athmete wieder die Atmosphäre dieser Räume und fühlte wie einen Druck die Klammer um seine Existenz. Und plötzlich kam er sich wie ein Bettler vor, der mit Almosen zufrieden sein müsse, ohne sich dagegen wehren zu können. Die häßliche Einbildung erwachte in ihm, auch das Geld seiner Schwiegermutter könnte unrein sein, wenn es neben dem ihres Mannes läge.

Mit dem Drange nach anderer Luft verließ er das Zimmer. Auf dem Corridor erlebte er etwas Seltsames. Seitwärts, nach hinten hinaus, lag eine halb dunkle Kabuse, die durch ein kleines Fenster spärlich Licht erhielt und deren Thüre nur halb geöffnet war. Lautes Flötenspiel ertönte, und als er einen neugierigen Blick in die Kammer warf, sah er auf einem niedrigen Bett einen bartlosen Menschen sitzen, der sich in Hemdsärmeln befand und für seine Umgebung abgestorben zu sein schien.

Sofort sagte er sich, daß das Ede, das „räudige Schaf“ sein müsse, von dem ihm Fritz Schneider so erbauliche Dinge erzählt hatte. Während er durch die Spalte blickte, lauschte er. Seltsam —

dieser Mensch mit dem hageren Gesicht, das in diesem Augenblick durchaus nichts Verworfenes an sich hatte, beherrschte sein Instrument ganz vortrefflich. Die Kunst schien ihm jene Begeisterung zu geben, die selbst entarteten Naturen etwas Verschönendes giebt.

Trolla, dessen musikalischer Sinn sofort erwachte, konnte sich des merkwürdigen Zaubers nicht entziehen, den die reinen, harmonischen Läufe auf ihn ausübten. Irgend ein Volkslied mit Variationen klang ihm in die Ohren und ergriff ihn tief.

Dann aber war ihm Frau Dankelberg bereits auf den Fersen. Noch rechtzeitig hatte sie sich des neuen Hausgenossen erinnert, und so rief sie laut: „Was fällt Dir denn ein, solchen Skandal zu machen!“ Sie verschwand in die Kammer und schloß die Thüre hinter sich. Sofort war das Flötenspiel verstummt, und Trolla hörte nur noch unterdrückte Vorwürfe, auf die die zaghafte Antwort kam: „Es ist doch meine einzige Freude, Mutter.“

Dann erstarb die Unterhaltung zu einem Flüstern.

Trolla stieg mit dem Gedanken zu seiner Wohnung hinauf, daß er eine sehr musikverständige

Schwiegermutter besitze, die jedenfalls auch sein Klavierspiel früher mit schönen Bezeichnungen belegt haben müsse.

Nach einer Viertelstunde war Frau Dankelberg bei ihm oben.

„Gestern Abend, ganz spät, klopfte er noch und bat um Einlaß,“ sagte sie unter Thränen. „Ich konnte es ihm nicht abschlagen, denn ich bin doch seine Mutter und habe ihn mit Schmerzen zur Welt gebracht. Er war der Erste, den ich auf den Armen wiegte. Seien Sie nur nicht böse, Herr Doctor, er wird Sie nicht belästigen. Schon morgen soll er sich nach einer anderen Wohnung umsehen. Er will wieder in Stellung gehen. Er ist ja eigentlich auch mehr leichtsinnig, als er schlecht ist. Nur gut, daß mein Mann nicht hier ist. Sonst würde er gleich 'rausfliegen.“

Ganz aufgelöst vor Schmerz, konnte sie nicht weiter sprechen. Und Emmy, die dabeisaß, drängte mit Mühe ihr Schluchzen zurück.

Zum ersten Mal that Trolla einen Blick in die Seele der Alten, und Mitleid erfaßte ihn, so daß er ihr warmen Trost zusprach.

„Sie müßten ja sehr gering von mir denken, wenn ich Ihre Handlungsweise nicht richtig finden

sollte," sagte er. „Es wäre ja unnatürlich von Ihnen gewesen, wenn Sie ihn nicht aufgenommen hätten. Auf mich brauchen Sie gar keine Rücksicht zu nehmen. Im Gegentheil würde ich wünschen, Sie versuchten noch einmal Alles, ihn wieder auf den richtigen Weg zu bringen."

Nun brach ihr Weinen erst recht los. „Sie sind so gut, Herr Doctor. Besser, als wir es verdienen," brachte sie aufgluckfend hervor. „Ich gäbe ja das ganze Haus darum und Alles 'was drum und dran bammelt, wenn wir uns seiner nicht mehr zu schämen brauchten."

Er empfand, daß sie wahr sprach. Die Mutterliebe erhob sie in seinen Augen. Etwas beschämt darüber, doch eigentlich der Mittelpunkt ihrer Erregung zu sein, bat er sie, Ede einmal zu ihm heraufzuschicken, damit er seinen Einfluß geltend machen könne. Zum Dank dafür trat Emmy hinter seinem Rücken auf ihn zu und drückte einen leisen Kuß auf sein Haar.

Frau Dankelberg jedoch machte eine abwehrende Bewegung. Das ginge nicht, das wolle sie auch gar nicht, denn Ede lüge, sobald er den Mund aufthue. Ihr Schmerz war rasch verflogen, und sofort wurde sie eine Andere. Es schien ihr viel

daran zu liegen, daß die Beiden nicht zusammen kämen.

Bald kam Trolla dahinter, daß man seinem „Schwager" in manchen Beziehungen Unrecht gethan hatte.

Am Abend, als er allein zu Hause war, meldete das Mädchen, daß „der junge Herr Dankelberg" ihn zu sprechen wünsche. Er sei noch auf dem Flur, denn sie wisse nicht, ob sie ihn hereinlassen dürfe. Da Olga, eine derbe Westpreußin, Guste zu ihrer Intimen im Hause erkoren hatte, wußte sie genügend Bescheid.

„Er sieht aber ganz anständig aus," fügte sie ermunternd hinzu.

Es war wirklich Ede, den man neu eingekleidet hatte und der sofort ein Gesicht zeigte, als kennte er Trolla bereits seit langer Zeit. Er machte ein paar kräftige Verbeugungen und wollte seine Verwandtschaft unverzüglich mit einem Handdruck bekräftigen, was aber zu seinem ersichtlichen Erstaunen nicht beachtet wurde. Er ließ seinen Blick in dem Arbeitszimmer umhergleiten und sagte vergnügt: „Vater hat sich aber ganz gehörig in Unkosten gestürzt. 'ne feine Einrichtung."

Die fortwährende Heiterkeit im schmalen Ge-

sicht gefiel Trolla nicht, denn sie deutete auf eine gewisse Kenntniß intimer Familienvorgänge hin. Es dauerte aber nicht lange, so war er zur Ueberzeugung gekommen, daß dieses Benehmen mehr naiv als zudringlich war, denn die Art und Weise, wie Ede dann auf der Ecke eines Stuhles Platz nahm, zeugte von Bescheidenheit. Sie stand entschieden im Einklang mit der Versunkenheit im Flötenspiel, die er am Vormittag gezeigt hatte.

Trolla hatte sich einen vollendeten Bösewicht vorgestellt, und sah nun einen Menschen vor sich, der ein merkwürdig klares Auge hatte und so that, als hätte er Nichts in seinem Leben verbrochen.

„Ich wollte Sie einmal um Rath fragen gegen meinen Vater, Herr Rechtsanwalt-Doctor," begann er ohne jede Frage und zeigte wieder seine auffallend schönen Zähne.

Diese Titulaturzusammenstellung war Trolla völlig neu. Da er aber vor nicht langer Zeit seinen Doctor gemacht hatte, seit einigen Monaten als Substitut bei einem Rechtsanwalt arbeitete und kräftig auf den Assessor lossteuerte, so hatte er dagegen nichts einzuwenden, lächelte vielmehr nun ebenfalls, worauf Ede sich angefeuert fühlte, seine Zurückhaltung aufzugeben.

„Ich kann mir ja denken, daß Die unten mich bei Ihnen schön angeschwärzt haben," fuhr er fort, „namentlich Vater. Aber das kommt Alles daher, weil ich nicht immer mitthuen wollte. Zum Cravattenmacher war ich mir doch zu schade. Die Halsabschneider habe ich immer gehaßt. Und Vater ist doch nun mal einer."

Trolla blickte verblüfft auf, denn eine derartige Anklage aus diesem Munde erschien ihm wie etwas Neues. Mit noch größerem Interesse betrachtete er die früh gealterten Züge, auf die die Lebhaftigkeit eine leichte Röthe gemalt hatte.

Eine gewisse Aehnlichkeit mit Emmy fiel ihm auf, nur vergröberter, sozusagen ins Entartete übertagen. In Ede steckten noch die ganzen Dankelbergs. Er war ungeschlacht, hatte die großen abstehenden Ohren des Alten und sprach nur von „Vater" und „Mutter". Emmy war verfeinerter, sagte „Papa" und „Mama" und hatte das schönlinige Profil der Letzteren.

Trolla betonte, daß er eigentlich nur von Fritz Schneider etwas erfahren habe.

„Ei ei, dieser Bucklinski also hat mich schlecht gemacht," fiel Ede ein, durchaus nicht böse. „Mit dem tausche ich wahrhaftig noch nicht. Denn was

der mal erbt, daran klebt auch nur schmutziger Wucher . . . Wissen Sie, Herr Doctor, weshalb mich der Alte zum Hause hinausgeworfen hat? Weil ich ihm ins Gesicht gesagt habe, daß er ein Gauner ist."

Er begann seine Lebensgeschichte zu erzählen.

Bis zum vierzehnten Jahre war er in der Gemeindeschule gewesen. Dann hatte er ein Handwerk lernen sollen, war aber verschiedenen Meistern stets ausgerissen, weil er einen unbezähmbaren Drang zum unstäten Leben hatte.

Endlich kam er auf die Idee, Koch zu werden. Er war an einem großen Hôtel vorübergegangen, hatte durch die Küchenfenster im Untererdgeschoß die sauberen, weißgekleideten Köche hantiren sehen, und dabei war ihm das Wasser im Munde zusammen gelaufen. Da er etwas naschhafter Natur war, so dünkte es ihm als das höchste Glück auf Erden, als weißgeschürzter Mann der Küche von allen Herrlichkeiten der Tafel kosten zu können.

Zwei Jahre lang hielt er es aus, dann war ihm die Lust vergangen. Der Küchenchef hatte ihm eine Ohrfeige gegeben, und er hatte dem Gebieter dafür einen Topf Wasser ins Gesicht gegossen, welches

zum Glück noch nicht so heiß geworden war, daß etwas Schlimmes danach hätte erfolgen können.

Nun lag er den Eltern wieder zur Last. Plötzlich wollte er Schauspieler werden. In einem kleinen Theaterverein hatte er mitgemimt und einen Schusterjungen derartig natürlich verkörpert, daß alle Zuschauer in Beifall schwammen.

Dankelberg jedoch wollte nichts davon wissen. Seiner Ansicht nach war ein Junge, der auf der Bühne Knieriem und Pechdraht bis zur Bewunderung natürlich zu handhaben verstand, aus der Familienart geschlagen. Er wollte durch Nichts mehr an die Schusterei erinnert werden, selbst nicht durch das Talent des Aeltesten.

Aus Wuth darüber ging Ede auf die Wanderschaft, schnorrte sich auf der Landstraße durch und gerieth in schlechte Gesellschaft. Bald erfuhr man, daß er irgendwo gestohlen habe und im Gefängniß sitze.

Abermals kam er nach Hause, äußerlich verwahrlost, innerlich aber noch nicht verdorben, denn nur die Noth hatte ihn zur Spitzbüberei getrieben. Der Alte hatte damals gerade seine „Kunsthandlung“ aufgemacht, und so kam er auf den Gedanken, Eden die „Vertrauensstellung“ einzuräumen,

die jetzt der Schieläugige inne hatte und die darin bestand, die „Käufer" zu empfangen, sie nach ihrem Begehr zu fragen, Alles zu sehen, zu hören, aber nichts zu wissen. Schließlich auch die Bilder aufzurollen und zu verpacken, die an echte und an Talmikunden abgeliefert oder versandt wurden.

Ede hatte sich durch seinen Fehltritt sozusagen „bewährt" und würde gewiß das „Geschäft" später einmal erfolgreich fortführen.

Vier Wochen lang zeigte er sich ganz anständig, dann wurde er wieder rückfällig und zwar zum Schaden des Alten.

Es war eine ganz merkwürdige Geschichte, die jedem Psychologen zu denken geben konnte.

Eines Abends war er Zeuge, wie hinter der gepolsterten Thüre sich eine dramatisch bewegte Scene abspielte. Ein Beamter hatte seinen Wechsel nicht einlösen können und war plötzlich gestorben. Nun sollte die Wittwe ausgepfändet werden. Sie weinte und flehte, Dankelberg blieb unerbittlich und verschanzte sich wie gewöhnlich hinter der Ausrede, daß er mit der ganzen Sache nichts zu thun habe.

Das herzzerreißende Leid hatte in Edens Brust Widerhall gefunden. Er stahl seinem Vater einen Tausendmarkschein und schickte ihn der Wittwe

anonym zu, indem er sich als großen Wohlthäter aufspielte.

Der Alte war sehr erstaunt, als die Sache glatt gemacht wurde und hatte keine Ahnung von dem Zusammenhang der Dinge. Als er dann den Verlust entdeckte und sofort Ede in Verdacht hatte, gab dieser Alles zu, indem er ganz trocken meinte, die Dame habe doch nur eigentlich Das wieder bekommen, was man ihrem verstorbenen Manne zu viel abgenommen habe. Er, Ede, wolle, daß sein Name „rein“ bleibe.

Der Alte war darüber so verblüfft, daß er fast die Sprache verlor. Daß sein eigener Sohn ihn „leimen“ würde, hätte er niemals erwartet. Dann aber packte ihn unbezähmbare Wuth, er ergriff einen Stock und schlug blindlings auf Ede ein. Er ließ erst ab von ihm, als Ede drohte, hinaus auf die Straße zu laufen und allen Menschen zu erzählen, daß sein Vater ein schlimmer Wucherer sei.

Zuerst wollte der Alte der Dame den Proceß machen, damit sie das gestohlene Gut wieder herausgäbe. Dann aber beruhigte er sich merkwürdig schnell. Er sagte sich, daß er dabei allein den Kürzeren ziehen würde.

Ede flog wieder hinaus, wogegen er nichts ein-

zuwenden hatte, denn er war an Freiheit gewöhnt. Er schnürte sein Bündel und wurde auf lange Zeit wieder nicht gesehen.

„Ich bin gar kein schlechter Kerl,“ sagte er nun zu Trolla, „ich bin bloß hier verdorben worden. Ich habe immer einen Widerwillen gegen die Geschäfte von Vater gehabt. Die Wucherer sind die Blutegel der Menschheit.“

Mit einem gewissen theatralischen Pathos, das bedenklich an die „Schmieren“ erinnerte, gab er seine weitere Meinung darüber zum Besten. Seine Intelligenz stieg, er entpuppte sich immer mehr als einer jener Menschen, die aus innerer Nothwendigkeit unglücklich werden mußten, weil die eigene Familie sie verkannte.

„Wie Sie sich nur so von ihm einfangen lassen konnten, Herr Doctor,“ unterbrach er sich plötzlich. „Sie sehen doch so furchtbar anständig aus.“

Und als Trolla verblüfft über diese „Anmaßung“ ihm kurz die Aufklärung gab, daß er nur mit seiner Schwiegermutter zu thun habe, fiel Ede lebhaft ein: „Seit wann hat denn Mutter Geld? Geerbt hat sie? Na, na.“

Er lächelte überlegen, und dabei erwachte wieder

in Trolla ein häßlicher Gedanke, der ihn schon einmal beschäftigt hatte.

Er kam nicht dazu, seine Frage zu stellen, die er bereits auf den Lippen hatte. Sie wurden durch Frau Dankelberg gestört, die sofort sehr aufgeregt that.

„Wie kannst Du nur wagen, den Herrn Doctor zu belästigen!“ schrie sie Ede an. Ihr irrender Blick zwischen Beiden bewies, daß sie irgend Etwas befürchtete.

Ede, der sich durch seine Lebensgeschichte sehr entlastet fühlte, zeigte nicht mehr seine alte Gedrücktheit.

„Ich habe doch Ansprüche an Vater,“ gab er keck zurück. „Ich will mich selbstständig machen, und so wollte ich den Herrn Schwager einmal um Rath fragen. Ich muß doch wissen, wie ich mich gegen Vater zu verhalten habe.“

„Wage nicht noch einmal zum Herrn Doctor Schwager zu sagen, Du Taugenichts!“ fuhr sie erregt fort: „Sei froh, daß man Dich hier wieder duldet. Vater wird Dir keinen Pfennig geben.“

Er schien das nicht ernst zu nehmen, denn er lächelte fortwährend. „Dann wirst Du mir doch so viel geben, Mutter. Du hast doch geerbt, wie ich höre.“

Sie verstummte, denn sie wußte nicht, was sie aus seinen Worten machen sollte.

„Habe ich auch, Du dummer Junge," sagte sie. „Man braucht Dir doch nicht Alles zu sagen. Wenn Du Dich hältst, wird auch etwas für Dich abfallen."

Sie nahm ihn am Arm und zog ihn unter vielen Entschuldigungen gegen Trolla mit sich fort.

Draußen auf der Treppe überhäufte sie ihn mit einer neuen Fluth von Vorwürfen. Sie war erst beruhigt, nachdem sie erfahren hatte, daß sie in gewisser Beziehung nichts zu befürchten habe.

Zwei Tage später war Ede bereits wieder über alle Berge.

Er sei Reisender für eine Buchhandlung geworden und die Mutter habe die nöthige Caution gestellt, berichtete Emmy ihrem Manne, der darnach erleichtert aufathmete. Vielleicht wurde der Verlogene doch noch auf andere Wege gebracht.

Die Bekanntschaft mit Ede erschien ihn sehr lehrreich. Selbst dieser Bursche hatte für das Geschäftstreiben seines Vaters nur die tiefste Verachtung, um wieviel mehr durfte er, Trolla, sich nun freuen, jede Gemeinschaft mit Dankelberg abzulehnen.

VII.

Um so überraschter war er, als es eines Sonntags Vormittags an der Thür seines Arbeitszimmers klopfte, und der Alte mit großer Höflichkeitsbezeugung zu ihm hereintrat.

„Wir müssen doch nun einmal über Ihre Zukunft sprechen, Herr Doctor," begann er, als er sich gesetzt hatte. „Uebrigens recht behaglich hier bei Ihnen. Sie haben sich schon ganz hübsch eingewohnt."

Den unvermeidlichen Cigarrenstummel im Munde, ließ er den Blick im Kreise um sich herum schweifen. Dann, als er die Unruhe Trollas bemerkte, ergänzte er rasch seine Einleitung. „Sie brauchen keine Angst zu haben, ich komme als Bevollmächtigter meiner Frau."

Aus seinen zusammen gekniffenen Augen sprach etwas Anderes, was Trolla auch instinctiv ahnte. Voller Erwartung wagte er aber nicht, ihn zu unterbrechen.

„Sie werden doch nun Ihren Assessor machen, und dann geht's doch los mit der Anwaltschaft. Werden Sie sich nun in Ihrer Heimath anmelden, oder werden Sie hier bleiben?"

„Hier bleiben," erwiderte Trolla, der die Höflichkeit bewahrte, weil er den Vater seiner Frau vor sich hatte.

„So. Dann möchte ich Ihnen gleich einen Vorschlag machen. Ich zahle Ihnen jährlich fünftausend Mark und dafür führen Sie mir meine Processe. In der ersten Zeit werden Sie doch zu knabbern haben. Bei der Concurrenz! Es laufen so viele junge Rechtsanwälte herum, die nichts zu thun haben. Neulich wurde mir erzählt, daß ein ganz junger Anwalt sich selbst angepumpt und dann verklagt habe, nur um endlich 'mal eine Vertretung vor Gericht zu haben. Und das soll sogar öfter vorkommen."

Er schien gut gefrühstückt zu haben, denn er roch nach Cognac und benahm sich, während er lachte, etwas tattrig, wie immer, wenn er einen im Kopfe hatte.

„Sie könnten übrigens 'mal gleich 'n Anfang machen und die Sache hier durchsehn," fuhr er fort und zog ein dickes Actenstück aus der Tasche. „Da

habe ich noch eine ausgeklagte Forderung, die schon zehn Jahre alt ist. Es war immer nichts zu holen. Nun habe ich kleben lassen, und jetzt behauptet der Kerl, daß Alles seinem Bruder gehöre. Natürlich Schiebung. Unter Verwandten ist das immer anfechtbar. . . . Außerdem ist hinten noch Einer zu exmittiren. Der Schuster im Keller. Zwei Monate ist er schon schuldig."

Trolla hatte davon gehört, daß es diesem Manne, der fünf Kinder hatte, durch unverschuldetes Unglück trotz seines Fleißes sehr schlimm ginge. Er bemerkte, daß man in diesem Falle Milde walten lassen müsse.

Sofort aber fuhr ihm Dankelberg ins Wort. Damit käme er nicht weit. Zu große Nachgiebigkeit führe an den Bettelstab. Im Uebrigen wollte er den Schuster schon lange heraus haben, weil die Familie zu schmutzig sei.

In Wahrheit hatte er sich darüber geärgert, daß dieser Meister Knieriem ihm einmal ein „Schuster Dankelberg" an den Kopf geworfen hatte, als Beide wegen einer nothwendigen Küchenreparatur in Streit gerathen waren.

„Wenn Sie immer solche Rathschläge ertheilen, dann werden Sie als Rechtsanwalt nicht weit

kommen," schloß er. „Erinnern Sie sich mal, was ich Ihnen damals auf dem Ball gesagt habe."

Ja, Trolla erinnerte sich nur zu sehr daran, und so hatte er mit einem Entschluß überhaupt nicht zu kämpfen. Er wollte mit diesem Manne in keiner Weise mehr was zu thun haben. Kurz aber höflich lehnte er das Anerbieten ab.

Emmy hatte es ihm bereits gesteckt, daß die Mutter die ersten zwei Jahre den Zuschuß weiter zahlen werde, und so würde er sich gewiß anständig durchschlagen können. Er wunderte sich überhaupt, daß der Alte mit diesem Ansinnen an ihn herantrat, nachdem er seine Ansicht darüber zur Genüge kennen mußte.

Dankelberg pfiff unhörbar vor sich hin und hatte vorläufig nur ein bedeutungsvolles Nicken als Antwort bereit. Dann kam ein beredtes „So so" über seine Lippen.

„Weshalb nicht?" fragte er dann patzig.

„Ich will eben nicht alle Sachen annehmen."

Dankelberg lachte laut auf. Eine Weile sagte er nichts, betrachtete aber Trolla auf seine Weise. Das war also der Mann, den er zu seinem Schwiegersohn gemacht hatte und der einst in Gold hätte wühlen können, wenn er nur ein wenig „ver-

ständiger" wäre. Ein größerer Dummkopf war ihm noch nicht vorgekommen. Der lief wie beim Blindekuhspielen als tappendes Kind umher und ließ sich narren.

„Sie lieben wohl das Geld nicht, he?" fragte er höhnisch, während die Tücke nur aus einem Auge hervorblitzte.

„Nicht alles."

Dankelberg lachte abermals laut und schallend. Dann begann er ihm seine „Moral" zu entwickeln.

„Wissen Sie, was Sie ohne Geld sind? Nichts, ein armer Erdenwurm, der sich kümmerlich am Boden dahinschleppt und jedem Fußtritt preisgegeben ist. Sie sind vielleicht ein großer Mann, ein bedeutender Geist. Gut. Aber in den Augen der Menge sind Sie noch nicht einmal Das, was ein Zahlkellner ist, der den größten Spitzbuben ins Café läßt, sobald er die reichlichen Trinkgelder gerochen hat. Ihnen aber weist er hübsch die Thür, sobald Sie nicht anständig angezogen sind. Der kleinste Piccolo weiß darüber besser Bescheid, als Sie ... Für mich giebts nur etwas Großes auf der Welt: das Geld. Es gut anzulegen, es zu vermehren, es anzuhäufen bis zum Reichthum, der allein die Welt beherrscht — darin liegt doch 'was.

Das zeugt von Intelligenz und Klugheit. Wenn ich Geld habe, kann ich mir Alles kaufen."

„Aber nicht das Recht," fiel ihm Trolla, der ihm einen derartigen Redestrom garnicht zugetraut hätte, überlegen lächelnd ins Wort.

„Auch das Recht," sagte Dankelberg mit großer Bestimmtheit. „Bei Ihnen sogar, Herr Doctor."

Breit und herausfordernd saß er vor Trolla, verschlagene List im Antlitz, darauf wartend, mit seinem Schwiegersohn im offenen Kampfe zusammenzuprallen.

Trolla that ihm aber nicht den Gefallen. Die Ehe hatte angefangen, ihn behäbig zu machen, und so schüttelte er nur spöttisch mit dem Kopfe. Diese „Weltweisheit" war wahrhaftig nicht dazu geschaffen, ihn in Aufruhr zu versetzen.

„Wir wollen es abwarten, Herr Doctor," sagte Dankelberg wieder und erhob sich. Innerlich tobte es in ihm, äußerlich aber blieb er glatt. Sein Tag der Rache war noch nicht gekommen.

Wenn es nach ihm gegangen wäre, so hätte er am liebsten gesagt: „Wissen Sie was? Gehen Sie in eine Heilanstalt oder lassen Sie sich kalte Abreibungen machen." Aber diese braunen Augen raubten ihm den Muth dazu. Er fühlte ihre

Wirkung wie eine versteckte Drohung, die tief in sein Gewissen drang.

„Gut, warten wir ab," nickte ihm Trolla zu. Er wollte die Gelegenheit gleich benutzen, und so erkundigte er sich nach der Wechselangelegenheit seines Bruders.

„Alles in Ordnung," warf Dankelberg ein. Schon an der Thür, drehte er sich noch einmal um.

„Da fällt mir ein, Herr Doctor — ich habe noch etwas für Sie. Sie sollen doch sehen, daß ich ein anständiger Kerl bin. Das Dings können Sie wiederkriegen."

Damit überreichte er ihm die Ehrenwort-Verpflichtung, die Trolla ihm damals, unter dem Zwange des Augenblicks stehend, ausgestellt hatte. Die drei Jahre waren längst vorüber, und so hatte Trolla fast garnicht mehr daran gedacht. Nun nahm er sie doch mit Dank von ihm und freute sich, durch die Auslieferung den besten Beweis zu bekommen, daß Arthur sich wirklich rangirt haben müsse.

Dankelberg konnte ohne Schaden den Großmüthigen spielen. Er hatte erreicht was er wollte: Trolla hatte Emmy geheirathet. Darum war es ihm hauptsächlich zu thun gewesen. Von durch-

triebener Schlauheit, sagte er sich, daß er seinem Schwiegersohn viel von dem Mißtrauen gegen ihn nehmen werde, wenn er sich plötzlich von dieser Seite zeige.

„Man wird manchmal verkannt, Herr Doctor," sagte er und ging.

Schon wollte Trolla das Schriftstück zerreißen, als er sich wieder besann und es in seinen Schreibtisch legte. Vielleicht konnte es ihm doch noch einmal als Beweis für seines Lebens Drangsal dienen.

Nach fünf Monaten hatte er glücklich sein Staatsexamen bestanden, und drei Wochen später war er in die Liste der Rechtsanwälte eingetragen worden.

Nun hatte er den großen Tag seines Lebens erreicht!

Emmy freute sich wie ein Kind, Frau Dankelberg schenkte ihm eine werthvolle goldene Uhr, und der Alte sandte ihm durch Guste einen Stammschoppen mit silbernem Deckel, den Trolla einige Augenblicke musterte, dann aber seiner Frau überließ, die seine Gedanken errieth und deßhalb das Glas Mittags nicht auf den Tisch brachte.

Er hatte sich in der Friedrichsstadt ein Büreau gemiethet, es mit Hilfe der Schwiegermutter sehr

hübsch ausgestattet, und wartete nun auf die Clienten, die ihn in Anspruch nehmen würden.

Der Büreauvorsteher und die Schreibgehülfen hatten vorläufig nicht viel zu thun, prüften die Federn und sprangen nach jedem Klingelzeichen erschreckt in die Höhe. Als dann aber die erste Besucherin kam (es war ein junges Mädchen, das an einen Verwandten einen Anspruch von zehn Mark zu haben glaubte), wurde das als ein Ereigniß betrachtet, das der Büreauvorsteher, ein witziger, unverheiratheter Mann, sofort symbolisch auslegte.

Junge Mädchen brächten immer Glück. Das wisse er von seinem Bruder, der ein kleines Posamentirgeschäft habe und dessen erste Käuferin eine sechzehnjährige Blondine gewesen sei.

Trolla, der als neugebackener Anwalt allen Anregungen zugänglich war, nahm diese Bemerkung seines Untergebenen gnädig auf und warf sich mit Feuer auf die Sache, deren Mühe mit den zu erwartenden Gebühren in keinem Verhältniß stand. Bevor er des Abends, nach Schluß des Büreaus, die Schritte nach Hause lenkte, sandte er noch einen liebevollen Blick auf das große Porzellanschild am Hause, das in schönem Schriftschwunge die Auf-

schrift trug: „Dr. Felix Trolla Rechtsanwalt am Landgericht I.“

Wenn nur der hundertste Mensch, der hier tagtäglich vorüberging, sich den Namen merkte, bei Gelegenheit auf ihn zurückkam, so wollte er schon zufrieden sein!

Man mußte vorläufig noch die alte Wohnung in Dankelbergs Haus behalten, da die neugemiethete, die im gleichen Stockwerk mit dem Büreau lag, erst in einem Vierteljahr frei wurde. Trolla genirte das sehr, weil er gleich mit Beginn seiner Selbstständigkeit auf gänzliche Trennung von seinem Schwiegervater gehofft hatte. Aber er tröstete sich damit, daß die drei Monate auch vergehen würden.

Als einer der wenigen Clienten, die ihn in den ersten Wochen in Anspruch nahmen, stellte sich Schaffsky ein. Trotzdem Trolla über seinen Werth bereits zur Genüge erfahren hatte und ihn am liebsten gar nicht angehört hätte, nöthigte er ihn doch, Platz zu nehmen.

„Ihr Herr Schwiegervater hat mir Sie empfohlen,“ begann Schaffsky und langte sofort ein ganzes Bündel Papiere hervor, die ebenso befettet waren, wie das helle Sommerjaquet, das unter dem beschmuddelten Paletot hervorlugte.

Er brachte erst die Nase dem Schreibtisch sehr nahe, um irgend einen Aschbecher für seinen Cigarrenstummel zu suchen, den ihm Trolla auch zuschob; dann legte er los, hielt aber die Papiere noch krampfhaft fest. Er habe Jemand tausend Stück Cigarren geliefert, ganz „reelle Waare“, deren Werth nun aber bestritten werde. Er hätte die Cigarren garnicht „so billig“ hergegeben, wenn ihm nicht dabei „ein anderes Geschäft“ in Aussicht gestellt worden wäre.

Es war eine verwickelte Geschichte, die, wie Trolla sofort herausmerkte, auf verschleierten Wucher hinauslief. Trotzdem er seinen Entschluß sofort gefaßt hatte, ermunterte er Schaffsky fortwährend zum Weitersprechen und holte so Alles heraus, was er von ihm wissen wollte.

Auch der Name Schneider fiel, und zwar mit einer Offenheit, die Trolla lebhaft wieder an jenen Ballabend erinnerte, als er oben auf der Gallerie das würdige Kleeblatt belauscht hatte. Dieser Mensch mußte ein colossales Zutrauen zu ihm haben, daß er mit seinen Andeutungen nicht zurückhielt.

Zum Schluß rückte Schaffsky noch mit einer zweiten Sache hervor. Er habe einem Künstler eine goldene Uhr und ebenfalls Cigarren geliefert, und nun hätte

man gegen ihn eine Untersuchung wegen Betruges eingeleitet. Er sei bereits einmal vernommen worden und möchte den „Herrn Doctor“ gebeten haben, sich seiner Sache warm anzunehmen. Er sei bereit, für beide Sachen sofort sechzig Mark Vorschuß zu zahlen. Wenn der Herr Rechtsanwalt die Sache als zu seiner Zufriedenheit durchführte, so würde er ihn zu seinem „ständigen Anwalt“ ausersehen.

Er hatte bereits drei Zwanzigmarkstücke hervorgeholt, die er nun nach seiner Gewohnheit zwischen den Fingern hielt und durch eifriges Fühlen noch einmal auf ihren Werth hin prüfte. Seine gläsernen Augen waren dabei auf Trolla gerichtet, wie ins Wesenlose hinein. In Wahrheit erkannte er dessen Mienenspiel ganz gut und zwar mit dem Scharfblick des Sehenden, der in einem dunklen Raume allmählich die Gegenstände erkennt.

Wie immer, konnte er sich schwer von seinem Golde trennen, und so hielt er die Goldstücke wie mit Krallen fest. Es war, als erwartete er, man würde zu Gunsten seiner Bekanntschaft mit Dankelberg auf einen Vorschuß verzichten. Dann, als Trolla auch noch schwieg, nachdem er die Schriftstücke bereits aus der Hand gelegt hatte, zählte Schaffsky vorsichtig die Goldstücke auf den Tisch.

Er wollte sein Gegenüber dadurch zum Sprechen bringen.

Plötzlich jedoch fuhr er auf, als Trolla bedauerte, seine Sache nicht vertreten zu können. Er glaubte, nicht richtig verstanden zu haben.

„Aber Sie sind doch Rechtsanwalt?“ krähte er hervor.

„Ich glaube, Ihnen keinen Erfolg versprechen zu können,“ warf Trolla ein.

„Das können Sie doch noch garnicht wissen, Herr Doctor.“

„Das weiß ich,“ entgegnete ihm Trolla so bestimmt, daß er sehr kleinlaut wurde.

„Aber Ihr Herr Schwiegerpapa sagte mir doch, daß ich bei Ihnen gut aufgehoben sein würde.“

„Dann hat sich mein Schwiegervater eben geirrt.“

„Das ist mir noch nicht passirt!“

Trolla sagte nichts mehr. Die Unterredung war zu Ende.

Schaffsky fühlte wieder nach den Goldstücken, brachte sie in seinem großen, altmodischen Portemonnaie unter und raffte mit derselben Blindheit die Papiere zusammen.

An der Thüre blieb er noch einmal stehen.

Während er sich mit seinem großen bunten Taschentuch schneuzte, weil er an einem ewigen Schnupfen litt, sagte er: „Schade, recht schade. Ich hätte viel für Sie zu thun gehabt, Herr Doctor. Sehr viel. Dann möchte ich nur einmal wissen, was Ihr Herr Schwiegervater sagen wird, wenn er einmal zu Ihnen kommt, und zwar in der Sache ....“

Er wollte noch etwas hinzufügen, besann sich aber, tastete nach der Thürklinke und ging kopfschüttelnd hinaus, ungefähr wie Jemand, dem etwas Unerhörtes passirt ist.

Am andern Tage wußte bereits Dankelberg davon. Trolla begegnete dem Alten auf der Treppe, als er von ihm angesprochen wurde.

„Wenn Sie so fortfahren, werden Sie Ihr Büreau bald schließen können, Herr Doctor,“ sagte er, nachdem er auf Schaffsky zu sprechen gekommen war. Ihre Collegen werden Sie auslachen.“

„Das ist meine Sache, Herr Dankelberg,“ gab Trolla zurück, ärgerlich über diese Anrempelung.

„So. Meinen Sie? Das wollen wir doch einmal sehen. Statt Geld in die Kasse zu bekommen, lassen Sie Ihre Schreibfüchse die Federhalter zerkauen. Und Ihr Büreauvorsteher verkauft Maulaffen zum Fenster heraus.“

„Sie haben doch nicht darunter zu leiden,“ wandte Trolla wieder ein.

„Aber es kostet — —“

„Das Geld Ihrer Frau Gemahlin, ich weiß schon,“ unterbrach ihn Trolla. „Das werde ich stets mit großem Danke anerkennen.“

Dankelberg, der einige Stufen unter ihm stand, hatte wieder sein höhnisches Lächeln bereit. Er hatte ganz etwas Anderes sagen wollen, bezwang sich aber nun und erwiderte spöttisch: „Aber das Geld meiner Frau gehört auch zur Familie. Ich werde nicht dulden, daß Sie so unsinnig wirthschaften.“

Trolla kitzelte es, ihn einmal gehörig von sich abzuschütteln, und so sagte er kalt: „Ich muß ergebenst bitten, mich mit solchen Dingen nicht auf der Treppe zu belästigen.“

„Was, belästigen?“ rief Dankelberg hinter ihm her. „Sie belästigen mich, Herr Doctor. Sie haben mich schon lange belästigt.“

Er polterte die Treppe hinunter und sprach dabei laut vor sich hin.

Trolla war vom Gericht gekommen und wollte nun zu Mittag essen. Aber der Appetit war ihm vergangen, trotzdem sich Emmy, wie immer, liebe-

voll um ihn bemühte. Auf ihre Fragen, ob ihm etwas Unangenehmes passirt sei, gab er ausweichende Antwort, denn er wußte, daß sie sich mehr darüber ärgerte als er selbst.

Am Abend kam eine neue Aufregung. Es lag irgend Etwas in der Luft, was ihm verheimlicht werden sollte. Er bemerkte es an der Miene seiner Frau, an der Gedrücktheit seiner Schwiegermutter, die auffallend schweigsam war.

„Sie hätten meinen Mann nicht so beleidigen sollen, Herr Felix,“ sagte sie endlich.

„Ich habe ihn mir nur abgewehrt, beste Frau Schwiegermutter,“ erwiderte er ärgerlich.

„Ich muß Ihnen die Eröffnung machen, daß ich Ihnen den Zuschuß nur noch so lange geben kann, als Sie hier bei uns im Hause wohnen. So leid es mir thut,“ fuhr sie fort. „Deshalb hätte ich es gern gesehen, wenn Sie zu meinem Manne nicht so schroff wären. Er will nur genommen werden.“

„Wie er es bei seinen zahlreichen Opfern gethan hat. Ich bedauer sehr, mich dazu nicht aufschwingen zu können.“

Frau Dankelberg seufzte. Emmy jedoch wandte sich ab, trat ans Fenster und begann leise zu

weinen. Das Gespräch darüber stockte, denn alle Drei empfanden die dumpfe Schwüle kommender Ereignisse.

Niemals hatte er über eine Mitgift gesprochen, immer in dem Glauben, Frau Dankelberg würde diese Angelegenheit von selbst eines Tages zur Sprache bringen. Und nun wurde ihm als jungem Anwalt, der von seinen Clienten noch nicht leben konnte, der harte Kampf ums Dasein in Aussicht gestellt. Er kannte diesen Kampf, den zahlreiche, junge Collegen führten, die sich als Junggesellen kaum mit Anstand über Wasser halten konnten. Es war das Schwimmen der Bildungsproletarier mit dem Strom, wobei man jeden Strudel vermeiden mußte, um nicht rettungslos verloren zu gehen.

An diesem Abend hatte Trolla Sehnsucht nach Alleinsein, und so ging er, da es noch nicht spät war. Er wollte irgendwo ein Glas Bier trinken, um durch Zerstreuung schlimme Gedanken zu bannen. Wie zu einer alten Liebe schlug er den Weg ein, der ihn ins Lichtenhainer führte. Lange war er nicht dort gewesen. Nur einige Male des Spätnachmittags hatte ihn die sommerliche Hitze zum kühlen Trunk hineingetrieben.

Nun war es wieder Winter. Eingemummt schritten die Menschen eiligst durch die Straßen. Kurz vor seinem Ziele kam ihm der „Assessor“ entgegen und begrüßte ihn mit der größten Liebenswürdigkeit.

„Nun, was macht Schuster Dankelberg?“ begann er ohne jeden Zwang und hüllte sich fester in seinen eleganten Pelzpaletot ein.

Trolla, der ihm nicht gut entgehen konnte, zuckte ablehnend mit den Achseln. Und als er wirklich ein etwas dummes Gesicht zeigte, fuhr Eckler lachend fort:

„Demosthenes spielt den Verblüfften. Lieber Freund, Sie haben doch alle unsere Erwartungen übertroffen. Sollte wirklich diese Heirath die ultima ratio für Sie gewesen sein?“

Trolla fühlte diesen Stich als eine Revanche für damals, als er diesem Filou die gleiche Bemerkung zu kosten gegeben hatte. Zugleich empfand er die heiße Röthe, die ihm jäh in die Wangen stieg.

„Wie meinen Sie das?“ fragte er herausfordernd.

„Aber thun Sie doch nicht so. Sie wissen eben, wie der Weg zur Höhe führt. Wenn Sie in Ihrer

ersten großen Criminalsache so fortfahren mit Ihrer Kniffologie, dann stehen Sie am andern Morgen als berühmter Mann auf."

„Ich muß doch energisch bitten," brachte Trolla bebend hervor, der kaum wußte, wie er sich im Augenblick verhalten sollte.

„Aber verstehen Sie doch erlaubte Scherze, mein Lieber," sagte Eckler wieder mit bezaubernder Unverfrorenheit. „Mir gegenüber brauchen Sie doch Thatsachen nicht mehr zu cachiren."

Und den vertrauten Schwerenöther spielend, klopfte er ihm wohlmeinend auf die Schulter und citirte ebenso pfiffig als zweideutig: „‚Mit Euch, Herr Doctor, zu spazieren ist ehrenvoll und ist Gewinn!' ... Sie haben nun einmal mehr Schwein gehabt als ich. Aber es ist ja ganz egal unter Collegen, wer die Braut heimführt."

Und als Trolla betroffen schwieg, fuhr er in seiner etwas schnarrenden Sprechweise fort: „Sagen Sie übrigens — was macht eigentlich das kleine Vermächtniß, das ich meinem Nachfolger da draußen zurückgelassen habe. Sie waren doch mein Nachfolger. Das Zimmer soll ja lange unvermiethet gewesen sein. Ich taxire, daß man meine Spuren erst ganz verwischen wollte ... Es war eine kleine

Themis aus Gips. Ich ließ das Ding als symbolische Drohung zurück. Es sollte sozusagen mein Skelett im Hause sein ... Auf Wiedersehen. Vielleicht sehen wir uns heute noch. Lassen Sie sich das Lichtenhainer gut schmecken. Sie werden alte Bekannte finden."

Damit lüftete er den Cylinderhut und entfernte sich.

Wie betäubt blickte ihm Trolla nach. Unbeweglich, mit dem dumpfen Gefühle einer unheimlichen Ahnung, verharrte er minutenlang auf demselben Fleck. Langsam dämmerte ihm dann Alles, was wie ein Gedankennebel vor seinem Auge lag, nun aber krystallhell seinen Blick nicht mehr zu trüben vermochte.

„Der also! Oh!"

Er sprach es vor sich hin, im Herzen unsägliches Leid, das mit der Erbitterung kämpfte. Er wollte umkehren, nach Hause eilen, um seine Seele zu entlasten, die Sehnsucht nach irgend einem stillen Winkel trieb ihn vorwärts. Er mußte Ruhe und Sammlung haben.

Er hatte nur noch wenige Schritte bis zum Lichtenhainer. Das Local war dasselbe geblieben. Nur andere Gäste, andere Gesichter. Noch immer

tranken Herr und Frau Klippel ihr Kännchen am Stamm, und noch immer ließ Großpapa die Dose knallen. Die Decke war schwärzer geworden, Tische und Stühle waren angedunkelt, und an Stelle der früheren Heben waren andere getreten, bis auf Rosa, die hier das Recht auf Alterversorgung erlangt zu haben schien.

Trolla wurde von ihr sofort mit einem: „Na, glücklicher Ehemann“ verführerisch begrüßt. Ihr Puppengesicht hatte noch die alte Leere, ihr Lächeln war gemacht wie früher. Die Krähenfüße um die Augen hatten zugenommen, um die Taille war sie feister geworden. Aber sie verschmähte noch die Schminke, verstand es, ihre prächtige Figur mit immer neuem Chic hervorzuheben, und so konnte sie bei der männlichen Jugend noch passiren.

Trolla ließ sie stehen und nahm mit herzlicher Freude den Empfang der Wirthsfamilie entgegen. Man schien ihn wirklich hier gern gehabt zu haben. Das war doch Etwas!

Ein Halloh ging von ihnen aus, gerade wie früher, wenn ein Rauschen über den Stammtisch ging. Man wußte nicht, sollte man ihn zuerst mit „Herr Doctor“ oder mit „Herr Rechtsanwalt“ anreden. Die Wirthin fand ihn noch unverändert,

„bis auf den stattlichen Schnurrbart.“ Klippel aber log tapfer, er habe schon viel von ihm in den Zeitungen gelesen, was er so bestimmt versicherte, daß Trolla es vorzog, daran zu glauben.]

Als dann Großpapa ihm eine Prise aufdrängte mit den berühmten Worten: „Dann wollen wir allen Groll vergessen,“ rollten vor seinem geistigen Auge die Jahre mit unbezwinglicher Macht zurück.

Hier war man wirklich jung geblieben.

VIII.

Trolla erblickte Kramer und Hiller, die an dem alten Tisch am Fenster saßen und nun verwundert aufschauten. In ihrer Einsamkeit nahmen sie sich wie der Rest der einstigen fröhlichen Tafelrunde aus, die nun in alle Winde zerstoben war.

Im Augenblick hatte er jeden Zwist vergessen, und so begrüßte er Kramer mit der alten Freundlichkeit, streckte Hiller die Hand entgegen und bat der Form wegen um die Erlaubniß, ihre Gesellschaft theilen zu dürfen. Sofort merkte er, daß die frühere Stimmung bedeutend umgeschlagen war. Man gratulirte ihm zwar zu seiner Rechtsanwaltschaft, aber es geschah doch in gezwungener Weise. Die äußere Verbindlichkeit hatte das alte Kameradschaftsgefühl getödtet, und die Zeit mit ihren Launen war zwischen sie getreten und hatte Jedem eine andere Gefühlsrichtung gegeben.

Die Unterhaltung wollte nicht recht in Fluß kommen, trotzdem Trolla sich selbst über seine Rede=

luft wunderte. Es war, als wollte er dadurch irgend etwas Häßliches in sich nicht zu Worte kommen lassen. Er wußte, daß Hiller, der noch immer so lang aufgeschossen wie einst war, bei einer Strafkammer arbeitete, und so drehte sich das Gespräch vorerst um juristische Dinge. Dann beschwerte er sich darüber, daß man ihn damals im Spatenbräu so unfreundlich geschnitten habe.

Hiller erwiderte, daß er nicht hätte stören wollen. Die Miene, die er aber dabei zeigte, gefiel Trolla nicht.

Plötzlich sagte Kramer ganz unvermittelt: „Wenn Sie etwas früher gekommen wären, so hätten Sie Ihren Freund Eckler noch getroffen.“

Trolla, der sich seine Laune nicht verderben wollte, hielt das für einen guten Scherz, und so wandte er lächelnd ein, daß er in dieser Beziehung vor Kramer jedenfalls nichts voraus habe.

„O bitte sehr, doch,“ klang es zurück. „Sie haben doch Beide Beziehungen zu Ihrem Schwiegervater.“

Er rauchte noch immer seine Cigarre aus einer großen Meerschaumspitze und trug auch das unvermeidliche Glas im Auge, was seinem bedeutend in die Breite gegangenen Gesicht etwas für jeden

Philister Würdevolles gab. Sein früh gelichteter Schädel zeigte vorn nach der Stirn zu spärliche, aber tadellos gestrichene „Sardellen“, durch die wie ein schwacher Versuch der Ansatz zu einem Mittelscheitel ging. Ein kleines, zerzaustes Blondbärtchen erschien wie ein Ableger davon, nur dazu geschaffen, die zarten Fingerspitzen als Zupfinstrumente zu benutzen.

Auch sonst war er recht behäbig geworden. Embonpoint und Gesichtsröthe sprachen noch immer gegen jede Entsagungskur.

„Wollen Sie sich wieder an mir reiben?“ gab Trolla höflich zurück. „Ich dächte doch wohl, wir wären Beide zu alt und zu vernünftig dazu geworden. Was würden Sie dazu sagen, wenn ich behauptete, Sie als Assessor hätten collegiale Beziehungen zu dieser fragwürdigen Existenz.“

Kramer hatte wirklich endlich seinen Assessor gemacht, und so wies er diese Zumuthung mit dürren Worten zurück. Schließlich stimmte er selbst einen scherzhaften Ton darüber an. Zu wohl erzogen und zu klug, um wie früher aus seiner Reserve gegen Trolla herauszutreten, begann er über gleichgiltige Dinge zu sprechen und hüllte sich dann zeitweilig in Schweigen, damit beschäftigt, fortlaufend

Cigarrenrauchringel aus dem Munde zu stoßen, was ihm stets großes Vergnügen bereitet hatte. Er wurde erst wieder aufmerksamer, als Trolla allgemein die Frage aufwarf, was denn aus der hübschen Thüringerin geworden sei? Er habe sie nicht mehr wiedergesehen; hoffentlich sei sie schon glücklich verheirathet.

Trolla sah seinen faux pas erst ein, nachdem Hiller ihm einen bedeutungsvollen Blick zugeworfen hatte und als nun Kramer einem der Mädchen plötzlich sehr laut zurief, daß er zahlen wolle.

Er leerte sein Kännchen in einem Zuge, erhob sich und entschuldigte sich nach einem Protest der Beiden damit, daß er müde sei und daher früh ins Bett steigen wolle. Hiller reichte er die Hand, vor Trolla verneigte er sich höflich.

„Daran hatte ich ja garnicht mehr gedacht,“ sagte dieser dann, nachdem Beide enger zusammengerückt waren.

„Natürlich hast Du ihn dadurch vertrieben,“ warf Hiller ein. „Wahrscheinlich glaubte er, Du hättest mit Absicht gefragt. Er hat nämlich das Verhältniß längst gelöst. Uebrigens spricht er niemals darüber. Vielleicht hat er sie anständig versorgt. Oder wer kann wissen, was aus ihr geworden

ist. Was geht es uns an. Ich habe Dir früher schon darüber meine Meinung geäußert."

„Das ist so der Welt Lauf," sagte Trolla aufs Neue, und er malte sich wieder das frische Gesichtchen aus, das ihm immer entgegengestrahlt war, sobald er sich hier blicken ließ.

„Nun sage mir, was Du eigentlich gegen mich hast," begann er dann nach einer Weile. „Irgend Jemand muß mich bei Dir verleumdet haben."

„Das fragst Du noch? Man hält Dich für einen ganz gewöhnlichen Streber, der seine ideale Gesinnung nur geheuchelt hat, um schließlich als Schwiegersohn eines dunklen Ehrenmannes hängen zu bleiben. Und mich hast Du am tiefsten damit getroffen. Du hattest bereits Beziehungen zu Dankelberg, als wir damals vor Jahren hier in der Kneipe saßen, als ich ihn mit Rosa und Eckler zusammen vom Rennen kommen sah, als Dein Bruder von Dir Hilfe verlangte — und das Alles hast Du mir consequent verschwiegen. Ist das Freundschaft? Niemals hätte ich Dir eine derartige Verstellungskunst zugetraut."

„Ich gebe Dir hiermit mein Ehrenwort, daß ich Deiner noch würdig bin," unterbrach ihn Trolla einfach und reichte ihm die Hand. „Wie ich hier

vor Dir sitze, bin ich das Opfer meiner anständigen Gesinnung."

Sie saßen allein am Tisch, und so begann Trolla sein Herz auszuschütten. Er verschwieg Nichts, fügte sorgsam ein Glied zum andern an der Kette seines bisherigen Schicksals. Dem „non olet", das ihm Hiller damals auf der Charlottenburger Chaussee als Ermunterung zu verstehen gegeben habe, sei er aber bisher glücklich entgangen. Er glaube auch ferner vor diesem Vorwurf bewahrt zu bleiben und das Haupt frei emporheben zu können.

„Dann bitte ich für meine schlechte Meinung von Dir um Verzeihung," sagte Hiller, der ihm mit wachsendem Erstaunen ruhig zugehört hatte. Rasch waren sie wieder die Alten geworden, die in Erinnerungen an ihre Studentenzeit schwelgten. Das konnte aber nicht verhindern, daß sie immer wieder auf Dankelberg zurückkamen.

Plötzlich unterbrach er sich und rief aus: „Uebrigens war es Eckler, der die größten Bosheiten über Dich verbreitete ... Da ist er schon wieder."

Der „Assessor" hatte in diesem Augenblick das Lokal betreten, tauschte mit Rosa einen Blick aus und trat auf die Beiden zu.

„Noch immer der Glanz in unserer Hütte?"

begann er, nachdem er einen Kopfnicker der Begrüßung gemacht hatte. „Das ist recht, Herr Doctor, daß Sie unsern Kreis wieder verschönern helfen,“ fuhr er fort, während er sich seiner Garderobe entledigte. „Hoffentlich haben wir nun recht oft das Vergnügen, vorausgesetzt, daß Ihre Frau Ihnen den nöthigen Urlaub ertheilt. Darf ich mich übrigens en passant nach dem Befinden der Verehrten erkundigen?“

Trolla stieg die Röthe in die Wangen — jene brennende Mannesröthe, die durch das Gefühl einer unbestimmten Eifersucht entfacht wird. Er empfand den versteckten Spott, und wieder durchschoß ihn der Gedanke, Eckler könnte sich im Geheimen gewisser Vorrechte bei Emmy rühmen wollen. Es kam ihm wie eine Beleidigung seiner Frau vor, daß dieser Mensch überhaupt ihrer Erwähnung that. Sie erschien ihm dadurch erniedrigt, wie besudelt von unreiner Hand. Es kochte in ihm, er empfand den Drang, blindlings seine Zurückhaltung aufzugeben. Aber mit männlichem Anstand bezwang er sich.

„Ich muß lebhaft bedauern, Ihre Gesellschaft nicht theilen zu können,“ sagte er abweisend und klopfte nach der Kellnerin, „und zwar aus

Gründen, deren Angabe Sie mir lieber sparen wollen."

„Das klingt ja beinahe wie eine Provocation," gab Eckler, bleich geworden, zurück.

„Oder wie eine Isolirung von Ihnen," warf Trolla ein und erhob sich.

Eckler hatte sich gesetzt und seinen Gleichmuth wieder bekommen. „Auf unserer Seite hatte die Isolirung von Ihnen bereits längst stattgefunden," sagte er gelassen, während er ein Zündholz knallen ließ. „Ich muß jetzt ebenfalls bitten, mir die Angabe meiner Gründe dazu zu ersparen."

„Wozu ich Ihnen auch dringend gerathen haben möchte," gab Trolla zurück und berichtigte endlich seine Zeche. „Vielleicht halten Sie es für vortheilhafter, Ihren Verkehr fürderhin ganz auf Fräulein Rosa zu beschränken." Das Wort „vortheilhafter" war stark betont, so daß Eckler seine Bedeutung verstehen mußte.

Eckler bemühte sich, die Sache von der cynischen Seite aufzufassen. „Wir nehmen eben Alle unsere Vortheile bei den Frauen wahr," erwiderte er. „Sie jedenfalls bei der Ihrigen mit studentischer Ausdauer."

In diesem Augenblick hatte Trolla die Em-

pfindung, als müßte er die Hand ausstrecken, um ihn zu züchtigen. Aber das Gefühl der Verachtung lähmte ihm den Arm.

„Gestatten Sie mir gefälligst die Bemerkung, daß ich Ihre Isolirung jetzt ebenfalls für angebracht halte,“ mischte sich Hiller hinein.

Blaß und verlassen saß der „Assessor“ da. Er wollte noch etwas sagen, aber diese unerwartete Abfertigung von zweiter Seite hatte ihn stumm gemacht. Endlich erhob er sich und that so, als wollte er auf Beide zutreten.

Plötzlich wurde im Local, unweit der Glasthür, eine krähende Stimme laut: „Verkehrt hier Herr Assessor Eckler?“

Es war Schaffsky, der sofort von der Kellnerin, an die er sich gewandt hatte, auf die richtige Fährte gebracht wurde. Er hatte irgend Etwas Geschäftliches in Aussicht, wozu ihn Dankelberg an Eckler gewiesen hatte. Da Eile nöthig war, so hatte er sich noch spät Abends hierher begeben. Mit seinem alten zerbeulten Hut, seinem ausgedienten Ueberzieher, an dem die Borte schon bedenklich zerfasert war, dem befetteten Halstuch, das unsauber über den Kragen lugte, machte er ganz den Eindruck eines schmierigen Händlers, der ver-

stohlen seine Waaren absetzen möchte. Die Gäste blickten auf, Klippel kam sofort herbeigeeilt und war schon im Begriff, zum Verlassen des Locals aufzufordern, als ihm Rosa etwas zuflüsterte.

„Ah, da sind Sie ja," begrüßte Schaffsky seinen Collegen, nachdem er sich endlich zwischen den Tischen hindurchgeschoben hatte.

Eckler jedoch that durchaus fremd, denn er fühlte sich plötzlich stark bloßgestellt durch diese Bekanntschaft. „Bitte, belästigen Sie mich nicht," sagte er energisch. „Ich kenne Sie nicht."

„Was, Sie kennen mich nicht?" krähte Schaffsky aufs Neue. „Aber Herr Assessor, Mann — wie kommen Sie mir vor! Sie können doch noch sehen." Er mußte das sehr komisch finden, denn er lachte kurz und hart auf.

Sofort raunte ihm Eckler zu: „Erwarten Sie mich draußen, drüben auf der anderen Seite." Und als Schaffsky verblüfft schwieg, schnauzte er diesen wieder an: „Machen Sie, daß Sie fortkommen! Ich kaufe nichts."

„Dann bitte ich um Entschuldigung," sagte Schaffsky schnell gefaßt und tappte, unempfindlich gegen seine Umgebung aber durchaus sicher, wieder der Thüre zu.

Der „Assessor“ dachte nicht mehr an Trolla und Hiller. Wie ein geschlagener Mann, ohne aufzublicken, saß er vor seinem Kännchen und mied die Blicke, die er auf sich gerichtet fühlte.

Lächelnd über sein doppeltes Mißgeschick gingen die Freunde hinaus. Und als draußen Hiller die nöthige Aufklärung über Schaffsky erhalten hatte, variirte er seinen alten Spruch, indem er lachend sagte: „Das hat er wieder einmal schön gemacht.“

Trolla ging nach Hause. Während er allein dahinschritt, kam auch die trübe Stimmung wieder über ihn. Alle seine Gedanken drehten sich um Eckler. Gegen Mitternacht schloß er die Thür zu seiner Wohnung auf. Nicht wie sonst suchte er gleich die hinteren Räume auf, sondern zündete das bereit stehende Licht auf dem Corridor an und ging in sein Arbeitszimmer, den Paletot an und den Hut auf dem Kopf.

Auf dem Aufsatz des schweren Schreibtisches stand die kleine Figur der Themis, deren Anblick ihm einst unten so viel Freude gemacht hatte und wodurch er bewogen worden war, das Zimmer zu miethen. Als Andenken hatte er sie hier mit heraufgenommen, um sie stets vor Augen zu haben.

Nun, da er wußte, daß sie Ecklers Eigenthum gewesen war, erschien sie ihm widerwärtig, wie das beschmutzte Recht. Er riß das Fenster auf, nahm die Figur und warf sie mit Macht auf den Straßendamm, so daß das Echo des Aufschlagens wie ein Knall zu ihm heraufdrang. Ohne ihr einen Blick nachzuwerfen, schloß er wieder das Fenster.

Dann drang ein Lichtschein durch die geöffnete Thür des Nebenzimmers. Es war Emmy, die noch auf war und nun, die Lampe in der Hand, zu ihm hereintrat.

„Was war denn das?“ fragte sie überrascht, als sie die Lampe auf den runden Zeitungstisch gestellt hatte.

„Der Fall der Themis,“ gab er kurz zur Antwort. Die Selbstbespöttelung dünkte ihm im Augenblick wie ein Labsal. Sie verstand ihn nicht gleich, sondern sah nur seinen aufgeregten Zustand, der sie mit leichtem Schreck erfüllte. „Wie Du heute bist ... Mir war es, als wenn Du das Fenster geöffnet hättest.“

„Ja. Ich habe nur das Ding da hinausgeworfen, damit ich von morgen ab hier freier athmen

kann. Hoffentlich sind auch Deine Erinnerungen damit hinausgeflogen."

Jetzt begriff sie ihn. Bleich geworden, verschränkte sie die Finger und trat von ihm zurück, während er vor ihr auf dem Teppich wie unsinnig auf- und abging. Noch niemals hatte sie ihn in einer derartigen Verfassung gesehen, und so blickte sie ihn eine Weile stumm und ängstlich an. „Felix, was ist Dir?" rang es sich endlich bittend über ihre Lippen.

Plötzlich blieb er mit einem Ruck vor ihr stehen, umspannte krampfhaft ihre Hand und preßte bebend hervor: „Wie hast Du zu diesem Lumpen gestanden?"

„Wie soll ich zu ihm gestanden haben. Ich sollte seine Frau werden und ich wollte nicht."

„Warst Du schon seine Braut?"

„Wenn er es Dir gesagt haben sollte, so ist er ein erbärmlicher Lügner."

„Er hat hier bei Euch gewohnt, das steht fest. Er hat sich unverschämte Anspielungen auf Dich erlaubt, das steht ebenfalls fest. Er hat Dich damals auf dem Balle ironisch behandelt. Du bist ihm ängstlich ausgewichen, das kannst Du nicht leugnen. Consequent habt Ihr mir verschwiegen,

daß dieser Mensch eine Zeit lang liebes Kind bei Euch war. Daß Deine Eltern das thun konnten, will ich noch entschuldigen, daß Du mich aber belügen konntest, ist nicht zu verzeihen."

„Ich habe Dich nicht belogen, denn Du hast mich niemals darnach gefragt," erwiderte sie trotzig und riß sich los.

Dadurch wurde er noch aufgebrachter. „Auf alle Fälle hast Du mich im Ungewissen darüber gelassen. Du mußt also einen triftigen Grund dazu gehabt haben."

„Weil ich mich seiner geschämt habe. Das ist das Ganze. Wir konnten nicht ahnen, daß er später so sehr sinken würde."

„Doch noch immer nicht tief genug, um nicht von Deinem Vater protegirt zu werden."

„Sie sind auch Beide einander werth."

Weinend wandte sie sich ab und stieß unter Thränen hervor: „Wenn ich von ihm zu Dir gesprochen hätte, dann hätte ich Dich vielleicht niemals bekommen. Ich war Dir von Anfang an gut und hatte immer das Gefühl, daß ich von Dir nicht mehr lassen könnte ... Wir Mädchen werden immer von den Eltern zur Heirath gedrängt. Kommt Einer, der 'mal Aussichten hat, was zu

werden, und wollen wir nicht gleich etwas von ihm wissen, dann werden wir ausgescholten und es wird gleich vom Sitzenbleiben und alter Jungfer gesprochen. Wenn wir dann noch ein Bischen Schule genossen haben, kriegen wir's täglich aufs Brod geschmiert. Dann sind wir auf einmal undankbar und eingebildet und kriegen den Grafen vorgeworfen, auf den wir wohl noch warten wollen. Haben wir den ersten Besten nicht nehmen wollen, und bekommen wir dann wirklich einen anständigen Mann, dann wird man von diesem obendrein noch verdächtigt. Schließlich machen seine Verwandten uns noch verantwortlich für die Eltern. Das nennt man dann Glück! Es wäre besser, man ließe uns auch in die Klippschule gehen, dann bliebe man wenigstens hübsch unten in seinen Kreisen und fände nichts darin, einen ungebildeten Mann zu nehmen."

Ihr Sprechen erstarb in einem Schluchzen.

Er empfand die Wahrheit ihrer Worte, aber sein aufgeregtes Gemüth hielt ihn fest in der Welt seiner dunklen Vorstellungen.

„Wenn ich bedenke, daß dieser Mensch Dich vielleicht geküßt hat, daß Du Zärtlichkeiten mit ihm ausgetauscht hast, und daß er vielleicht Du zu Dir

gesagt hat — dieser Gedanke raubt mir fast die Besinnung. Wenn es noch Einer wäre, von dessen Existenz ich nichts wüßte. Sich aber vorzustellen, daß dieser anrüchige Patron sich der leisesten Gunstbezeugung rühmen kann — das macht mich krank."

Er hatte sich gesetzt und saß mit gesenktem Haupt da. Sie trat auf ihn zu, erfaßte seinen Kopf und sagte leise: „Felix, glaube an mich."

„Ach, laß mich," wehrte er sie ab. „Bei Euch kann man niemals wissen, wieweit Ihr Euch mit einem Manne eingelassen habt."

Ein sanftes „Pfui" kam über ihre Lippen. „Dann gute Nacht, Felix. Ich habe Dir nichts mehr zu sagen." Sie nahm die Lampe und ging hinaus.

Nun that ihm Alles wieder leid. Er wollte ihr nacheilen, sie um Verzeihung bitten, aber die Einbildung, der Beleidigte zu sein, hielt ihn zurück. Er verspürte eine unnatürliche Munterkeit, und so befürchtete er, noch nicht schlafen zu können. Aergerlich darüber, an diesem verdrußreichen Tage überhaupt so früh nach Hause gekommen zu sein, stülpte er sich den Hut wieder auf, blies das Licht auf dem Corridor aus und ging aufs Neue fort.

IX.

Auf der Straße sah er etwas Weißes leuchten. Es war der zerbröckelte Gips der Figur, die durch ihre Härte zerplatzt war.

Kein Mensch war zu sehen. Er trat näher, scharrte mit der Spitze seines Stockes einige der Theilchen zusammen und betrachtete sie nun mit einem gewissen Mitleid. Sie hatte ihm doch manche Anregung gegeben, diese stumme Themis, auf die bei der Arbeit sein Blick oftmals gerichtet war. Und nun hatte er sich wie ein en-miniature-Vandale an ihr vergriffen und ein lächerliches Scherbengericht gehalten.

Er wandte sich ab und begann zu philosophiren. So zersplittert war auch sein Dasein, sein Gemüth und die Lebensaufgabe, die er sich einst vorgezeichnet hatte. Nun fehlte nur noch, daß auch sein Rechtsbewußtsein zum Stückwerk wurde, und er war fertig.

Während er langsam, den Stock auf dem Rücken haltend, die Linienstraße entlang schritt, in das

Gassenlabyrinth des alten Berlin hinein, kam er sich unendlich einsam und verlassen vor. Er verglich sich mit diesen schweigenden Häusern, die Alles sehen, Alles erdulden mußten, was in ihrem Innern vorging, und doch sprachlos ihre Häupter trugen. Zerrissen war das Band mit seiner Familie, Unverständniß stand an der Thür seiner Schwiegereltern, und nun war er auf dem Punkte angelangt, an seinem Weibe irre zu werden. Dumpf wie das Echo seiner Schritte in der todten Straße, erschien ihm der Widerhall seiner Gefühle.

Es war im November. Ein trockener, rauher Wind strich ihm entgegen. Er dachte daran, wie er damals vor fünf Jahren denselben Weg genommen hatte, ohne zu ahnen, wie seine Zukunft sich gestalten würde.

Ein verlorenes Dämchen kam ihm entgegen, grinste ihn an und ging dann weiter. Trübe flackerten die Laternen, und wenn der Wind die Flammen in Bewegung setzte, so tanzten irrende Schatten um die Pfähle. Wie kleine Glühkörper hingen drei rothe Laternen weit unten in der Straße.

Er hatte die erste erreicht, als die gedämpften Klänge eines verstimmten Klaviers durch die niedrigen,

verhängten Fenster drangen und ihm wie eine Verlockung erschienen, ihnen zu folgen.

Als er einen Blick auf das alte, schiefe Haus geworfen hatte, wußte er, daß er sich vor einer jener versteckten Studentenkneipen befand, die in dieser Gegend des quartier latin die bierselige Jugend auf dem Heimwege noch ganz besonders stark anzogen.

Er entsann sich, vor Jahren hier einige Male gemüthliche Stunden verlebt zu haben, und so trat er kurz entschlossen ein. Vom unreinlichen Flur aus, in dessen gähnendes Dunkel die rothe Laterne ihren Lichtschein wie einen Blutstreifen warf, führte links eine Thür in die Kneipe.

Hinter dem Schänktisch saß verschlafen der dicke Wirth und bewachte das Fäßchen mit Bratheringen, das einsam neben den leeren Gläsern stand.

Ihm gegenüber in der Fensternische streckte ein Gast, der wie ein hereingeschneiter Kellner aussah, die Beine von sich, ließ das Bier abstehen und rauchte eine entsetzliche Cigarre.

Es roch nach Schnapsneigen und geleerten Fässern, womit sich der Localduft aus dem hinteren Raum mischte, zu dem zwei Stufen hinunter führten.

Der Wirth riß die Augen auf, sog aus Ge-

wohnheit an dem halb kalten Stummel, machte einige Kopfnicker der Begrüßung und brummte gemüthlich: „'n Abend, Herr Doctor," wodurch der Gast am Fenster sich genöthigt sah, sofort die Beine einzuziehen.

Gut gekleidete Gäste, die ihm über die ersten Semester hinausgewachsen zu sein schienen, wurden von diesem akademischen Herbergsvater stets mit „Doctor" angeredet.

Hinten, im großen Raume, war noch Leben. An verschiedenen Tischen saßen Studenten, zechten wacker und knobelten sich das Bier aus. Der Klavierspieler, ein schmächtiger Mensch mit langen Haaren und dem Ausdruck verbummelter Genialität im übernächtigen Gesicht, saß abseits bei einer der Kellnerinnen, verzehrte eine Käsestulle, gebrauchte seine blonden Strähnen hin und wieder als Serviette und blinzelte kokett auf das gestärkte Oberhemde unter der weit ausgeschnittenen Weste, als wollte er es liebevoll vor einer vorzeitigen Berührung mit der Wäscherin bewahren.

Er wischte sich den Mund mit der flachen Hand und säuselte bescheiden zum nächsten Tisch hinüber: „Darf ich mir meine Blume erlauben, Herr Doctor?"

„Profit, alter Seehund," tönte es ihm vom Spender des neuesten Schoppens zurück.

Um diese Zeit, wenn sein Programm bereits erschöpft war und er die Tasten nur noch leise anschlagen durfte, sonnte er sich als „Nassauer", der über die Keckheit der Jugend nicht mehr erröthete.

„Frida, Sie haben einen Gast bekommen," rief er dem zweiten Mädchen zu, das mit hängendem Kopfe unweit von ihm auf einem Stuhle hockte. Sie rieb sich die Augen, reckte sich und brachte, noch halb schlaftrunken, ein verhaltenes Gähnen hervor.

„Wer verläuft sich denn noch so spät bei mir," sagte sie dann, indem sie sich erhob.

„Machen Sie nur rasch, der Alte klopft schon," rief er ihr zu. „Das Bier muß 'runter."

Vom Büffetraum her erschallte in der That dumpfes Aufstoßen, das vom Beherrscher des Schänktisches kam. Sobald ein neuer Gast das Local betreten hatte, und der Dicke nicht sofort zum Zapfen in Anspruch genommen wurde, klopfte er mit einem schweren Stock andauernd auf die Diele, wodurch er zur Bedienung ermuntern wollte.

Trolla hatte in einer Ecke am Fenster Platz genommen, wo er völlig allein saß.

„Ein Dunkles, wenn ich bitten darf," bestellte er, ohne sich sonderlich um das Mädchen zu bekümmern.

Noch den Schlaf in den Augen, ging sie ans Büffet, ohne ihn näher gemustert zu haben. Erst, als sie zurückgekehrt war und der Pflicht gehorchend am Tische Platz genommen hatte, sahen sich Beide an und erkannten sich mit Ausrufen der Ueberraschung.

„Frida, Sie!"

„Herrjeh, Herr Trolla! Sieht man Sie auch mal wieder. Nein, das ist gut."

Sprudelnd kamen die Worte über ihre Lippen und verscheuchten den letzten Rest der Müdigkeit. Als er ihr die Hand gereicht hatte, saß sie staunend da, als hätte ein Wunder sie beglückt. Dann, als sie flugs mit einem Glas Glühwein zurückgekehrt war, das er ihr spendirt hatte, thaute sie bereits nach dem ersten Schluck auf, löste sich ihre Zunge zu einem Wirrwarr von Worten, in dem immer aufs Neue ihre Freude über das Wiedersehen zurückkehrte.

Das hätte sie sich wirklich nicht träumen lassen, daß sie heute noch einen solchen Gast bekommen würde! Wenn sie ihm vielleicht auch schon längst

aus dem Gedächtniß gekommen sei, sie habe sein Leben seit jener Zeit verfolgt, wisse Alles, auch daß er jetzt verheirathet und Rechtsanwalt sei. Neulich habe sie sein Schild gelesen und lange gezaudert, ob sie nicht zu ihm hinaufgehen solle, um ihn in einer Angelegenheit um Rath zu fragen. Schon mehrmals habe sie ihn auch hier vorübergehen sehen, sie habe dabei am Fenster gestanden, sei aber von ihm wie eine Fremde betrachtet worden.

„Nein, wie ich mich freue. Das ist seit langer Zeit wieder mal eine glückliche Stunde für mich. Und was für ein stattlicher Mann Sie geworden sind. Schön waren Sie ja immer.“

Während er das Alles über sich ergehen ließ und dazu gezwungen lächelte, wie Jemand, der in eine unbehagliche Lage gekommen ist, hatte er Gelegenheit, sie aufmerksam zu mustern.

Was war aus der einstigen hübschen Thüringerin geworden! Wo war die Frische ihrer Wangen geblieben, die schlanke Taille, und die jugendstrotzende Bewegung. Fünf Jahre hatten sie zu einer armseligen Creatur gemacht, geschlagen von der Hand des Lebens. Ihr Gesicht war schmal, welk Hände und Hals, hohl der Rücken und eckig die einst runden Schultern. Aeußerliche Vernachlässigung

guckte aus jeder Falte der Kleidung. Selbst das Haar hatte seinen Glanz verloren. Nur in den Augen leuchtete die alte braune Pracht, wie plötzlich mit Glanz überzogen durch die magische Kraft des Augenblicks.

„Wie ist es Ihnen während der Zeit ergangen?“ fragte er, trotzdem aus ihrem Antlitz mehr sprach, als sie hätte erzählen können.

„Man schlägt sich so durch,“ gab sie mit gesenktem Blick zurück. „Sie sehen ja, wie weit es mit mir gekommen ist. Sonst würde ich doch nicht in solcher Bude bedienen. Aber in der Friedrichstadt wollen sie Schönere und Jüngere haben ... Ich wäre längst ins Wasser gegangen, wenn ich mein Kind nicht hätte.“

Sie holte aus der Kleidöffnung am Halse ein werthloses Medaillon hervor und zeigte ihm die Photographie eines etwa dreijährigen Mädchens.

„Die ganze Mama — ebenso schön,“ sagte er galant und dachte daran, daß ihm bis jetzt der Kindersegen verwehrt worden war.

Sie lächelte bitter. „Schön? Das war einmal! Heute bin ich schon eine alte Schachtel trotz meiner vierundzwanzig Jahre. Aber wenn man so viel Kummer durchmachen muß ...“

Sie nahm das Medaillon, betrachtete das Köpfchen mit leichtem Nicken und führte es inbrünstig an die Lippen. Das Mutterglück färbte ihre Wangen, verjüngte und verschönerte sie. Aus diesem armen Weibe, das auf der Stufe der Verdorbenheit angelangt war, sprach die ewige Schmerzensmutter, in deren Herz Kinderstimmen jubeln.

Es war die alte Geschichte der Verführten, die in Leidenschaft vertraut hatten und in Dummheit betrogen wurden. Kramer hatte sie sitzen lassen. Ein Jahr lang hatten sie lustig gelebt, dann war seine Neigung plötzlich erkaltet, hatte er den Bruch mit ihr rücksichtslos vollzogen.

Wenig schlau wie sie war, hatte sie ihm niemals in der Tasche gelegen, und so wandelte sie hilflos tiefer hinab. Ihre Gutmüthigkeit hatte sie schwach gegen ihn gemacht, und so machte sie niemals den Versuch, etwas für ihr Kind von ihm zu erlangen. Sie hatte es irgendwo in Pflege gegeben, sorgte nach Kräften für sein Gedeihen und entbehrte gern, um die einzige Freude ihres Daseins zu stillen.

„Wissen Sie, was ich Ihnen damals gesagt habe?“ begann sie wieder. „Sie würden mich auf

dem Gewissen haben. Und nun ist auch Alles so gekommen. Ich war wüthend auf Sie, denn ich hatte Sie so gern."

Drüben auf der anderen Seite war nur ein Tisch noch besetzt, an dem es laut herging. Man hörte das Rollen der Würfel, das Lachen der Kellnerin und das wüste Geschrei der Bezechten, sobald ein Wurf die Erwartung übertroffen hatte, Eine Stimme gröhlte dazwischen und endete dann in dem Zuruf: „Musikdirector — spielen Sie mal die Ballade von der zerquetschten Aeppelfrau."

„Jawohl, gleich!"

Der Klavierspieler machte einen Beinschwung über einen Stuhl hinweg, ließ sich am Instrument nieder und markirte auf dem geschlossenen Deckel das Schlagen der Tasten, während er mit den Lippen die Melodie dazu hell trompetete.

Dröhnendes Gelächter erfolgte. Der Künstler verbeugte sich, machte einen genialen Fünffinger-strich durch seine Mähne und bedankte sich für den frischen Schoppen, den er sich aufs Neue ver-dient hatte.

Frida ergriff Trollas Hand und küßte sie. Er sah wieder das Grübchen in ihren Wangen, das ihn früher so oft gereizt hatte. Etwas Lieb-

liches sprach aus ihren Zügen, wie damals, als der ganze Stammtisch sie umschwärmt hatte.

„Armes Mädel,“ sagte er unwillkürlich.

„Ja, das bin ich. Aber jetzt bin ich reich, daß Sie mich wenigstens noch nicht vergessen haben. Sie waren immer gut zu mir. Viel zu gut und viel zu anständig!“

Er seufzte leicht auf, denn er dachte bei ihren Worten an sein eigenes Schicksal.

„Aber deshalb grade wäre ich zu gern Ihre Geliebte geworden,“ fuhr sie fort, während sie ihm die weiche Hand strich. „Dann hätte ich doch ein schönes Bild im Herzen und brauchte nicht mit Abscheu an die Vergangenheit zu denken.“

„Dann wäre ich der Abscheu,“ wandte er ein.

„Niemals, niemals, Herr Felix!“ rief sie mit leuchtenden Augen aus. „Ich darf Sie doch noch so nennen? Bitte, bitte.“

Er nickte lächelnd. „Es ist besser so,“ sagte er dann ernst.

„Ach, jetzt meinen Sie es ja doch nicht so,“ fiel sie lachend ein. „Heute sind Sie schon viel erfahrener.“

Er blickte schweigend vor sich hin. Im Innern konnte er ihr nicht ganz Unrecht geben. Vielleicht

wäre er dann freier geblieben, hätte mehr ausgetobt, wäre nicht wie ein richtiger, nüchterner Philister so früh hängen geblieben.

„Niemals hätte ich Sie hassen können, auch wenn das Schlimmste gekommen wäre,“ fuhr sie schmeichelnd fort. „Ihr Männer werdet uns Mädchen niemals ganz begreifen lernen, und wenn wir auch noch so einfältig sind. Wem wir gut sind, dem opfern wir Alles, wenn's auch zu unserem Schaden ist. Nur verachten darf man uns dann nicht, und nicht bei Seite werfen, wie eine Citrone, die man ausgepreßt hat ... Mein armes Kindchen kann doch nicht dafür.“

Langsam rollte eine große Thräne über ihre Wangen, mit Gewalt beherrschte sie sich vor weiteren Ergüssen.

Er sprach ihr Trost zu und beruhigte sie.

Der Klavierspieler hatte ganz piano den „Krug zum grünen Kranze“ angestimmt, und sofort erklang der Chor drüben am Tische. Eine Hand schwebte über den Köpfen, die mit dem Finger dirigirte. Sobald die Stimmen sich erhoben, wurde wie ein drohendes Menetekel der dicke Wirth im Thürrahmen sichtbar. Die Dirigentenhand machte eine tiefe Senkung, und der Gesang erstarb zum Flüstern,

das aber in grelle Laute überging, sobald der Dicke wieder den Rücken kehrte.

Frida war wieder heiter geworden. Die Lustigkeit des übermüthigen Völkchens riß Beide mit fort. Sie stießen lachend an und tranken. Dann kramten sie alte Erinnerungen an die vergangenen Tage aus.

„Es war doch mancher lustige Abend im Lichtenhainer,“ sagte sie und begann den „Großpapa“ nachzuahmen, wie er mit seiner großen Dose umherzog, und scherzhaft den Deckel zuschlug, sobald Jemand eine Prise nehmen wollte.

Während jetzt der Gesang in tiefster Dämpfung wirklich rein und melodiös erklang, dachte Trolla an seine Studentenzeit und an all' die unschuldigen Freuden, die mit ihr verknüpft waren. Damals die ungebundene Kraft voller Ideale, heute die Mannesfreiheit im Joch. Kaum zwei Jahre verheirathet, saß er hier mitten in der Nacht in dieser unappetitlichen Ecke und kneipte mit einer Kellnerin, während sein junges Weib, vielleicht mit Thränen in den Augen, seiner harrte.

Leise regte sich die Scham in ihm. Dann aber wollte er sich selbst belügen. „Ach was, Dummheit!“ dachte er. „Schwächeanwandlung, weiter

nichts. Betäubung ist unter Umständen Labsal für die Seele, wie die Narkose für den Körper.“

Seine Gedanken gingen zu seiner Mutter. Was würde sie sagen, wenn sie ihn hier sitzen sähe, schwankend wie ein Rohr im Sumpf?

Die letzten Gäste waren gegangen. Auch der Klavierspieler und das andere Mädchen hatten sich unauffällig empfohlen. Aber noch immer plauderte er mit Frida. Es war, als könnte er von der alten Zeit nicht loskommen, die sich in ihr verkörperte.

Die eigenthümliche Stille eines geleerten Locals umgab sie, in das die Nachtstunde das geheimnißvolle Zirpen der letzten Gasflammen sendet. Uebler Tabaksgeruch lagerte in ihm und vervollständigte das Bild der verlassenen Oede. Vorn, über die Stufen hinweg, sah man nur die langen Beine des seßhaften Gastes, mit dem sich der Wirth nun unterhielt. Sobald der Dicke wieder munter geworden war, reichte seine Ausdauer bis zum frühen Morgen.

„Wissen Sie, was Sie sind?“ fragte Frida plötzlich. Und ohne erst die Antwort abzuwarten, zog sie ihm in der Laune des dritten Glases Glühwein das weißseidene Taschentuch aus der Außentasche seines Rockes und band es ihm rasch vor

die Augen. „Das sind Sie," fügte sie lachend hinzu und zog den Knoten mit Gewalt zusammen. „So sind Sie bis jetzt umhergelaufen, Sie großer Mann Sie."

Er riß das Tuch ab und lachte mit, hatte aber dabei die Empfindung, sich ärgern zu müssen. Und sofort fiel ihm ein, was sie damals im Lichtenhainer gesagt hatte, daß Mancher mit verbundenen Augen an die Krippe tappe und dabei das Rechte doch nicht finde.

„Ich hätte Sie wohl finden müssen, dann wäre ich sehend gewesen, wie?" fragte er etwas boshaft.

Sie lachte abermals. „Mich könnten Sie auch noch mit verbundenen Augen finden, ich bin ja nahe genug."

Im Innern bedankte er sich dafür. Und als sie erwähnte, daß Eckler sie über ihn im Laufenden erhalten habe, war er plötzlich ernüchtert.

„Hier, stecken Sie das Ihrer Kleinen in die Sparbüchse," sagte er und drückte ihr einen Thaler in die Hand, nachdem er die Zeche bezahlt hatte. „Kommen Sie an Ihrem freien Tage zu mir in die Sprechstunde."

Mit dem Entschluß, sich ihres Kindes anzunehmen, verabschiedete er sich.

Niedergeschlagen drückte sie ihm die Hand mit beiden Händen. Nun blieb sie wieder als halbverlorenes Geschöpf zurück. Entschwunden war der Zauber, der seit langer Zeit Lichtstrahlen in ihr dunkles Dasein der Erniedrigung gesandt hatte. Wie gern wäre sie mit ihm in ein Café gegangen, wie vor Jahren, als wilde Begehrlichkeit sie an seine Seite getrieben hatte. Während sie mechanisch die leeren Gläser zusammenraffte, nahm ihr Gesicht wieder jenen starren, gleichgiltigen Ausdruck an, den die schlimme Erfahrung ihr gegeben hatte. Aufs Neue hätte sie weinen mögen, aber nun, da auch die letzte Illusion entschwunden war, kam keine Thräne mehr zum Vorschein. Seufzend schlich sie zum Schänktisch hinauf.

Der dicke Wirth war nun allein mit ihr.

„Na, heute ohne Begleitung?“ brachte er knurrend hervor. „Frida, Sie werden alt.“

Er befürchtete, daß dieser noble Gast ihretwegen nicht mehr wiederkommen könnte.

Sie seufzte abermals und schwieg sich aus. Wie lange noch und man hieß sie gehen, weil sie die Gäste nicht mehr zog! —

Auf der Straße machte sich Trolla Vorwürfe. Er hatte jetzt wahrhaftig keine Berechtigung mehr,

Dankelberg einen „wilden Pousseur" zu nennen, nachdem er selbst mitten in der Nacht in Gesellschaft Fridas seine Häuslichkeit vergessen konnte. Aber er pries trotzdem den Zufall, der ihn wieder mit ihr zusammengeführt hatte. Durch den Roman dieses unglücklichen Geschöpfes fühlte er sich zu einer guten That angespornt.

Nach Hause gekommen, wusch er sich die Hände. Mehr symbolisch als körperlich wollte er sich dadurch von dem Schmutz der Kneipe reinigen. Leise schlich er an Emmys Bett. Mit geschlossenen Augen lag sie da, das Bild einer zarten Schönheit. Er beugte sich über sie und drückte einen Kuß auf ihre Stirn. Plötzlich fühlte er seinen Hals umschlungen und sich mit unterdrücktem Jubeln festgehalten.

Sie hatte bis jetzt gewacht, ihn kommen hören und den Schlaf nur geheuchelt.

X.

Den nächsten Sonntag verlebten sie sehr fidel. Hiller war ihr Mittagsgast und brachte eine vorzügliche Laune mit. Er war Trollas Einladung gefolgt und führte sich bei Emmy mit einem ausgewählten Blumenstrauß ein, wofür sie ihn zum Dank bei Tisch mit Leckerbissen förmlich bombardirte.

Frau Dankelberg, die den Kreis viereckig machte, hatte sich auch gehörig ins Zeug geworfen, damit man Ehre einlege. Endlich einer „seiner" alten Freunde, der doch etwas war! Das erschien ihr schon als die Brücke, die allmählich auch nach Hannover hinüber führen würde. Dann fehlte nur noch ein gutes Einvernehmen mit ihrem Manne, und Felix durfte sich wahrhaftig nicht mehr beklagen.

Sie tropfte über vor Liebenswürdigkeit gegen Hiller, nannte ihn andauernd „Herr Richter", trotzdem er bei seiner Strafkammer immer noch als

Referendar thätig war, und nöthigte ihn fortwährend zum Leeren des Weinglases.

Trolla hatte dagegen nichts einzuwenden. Ging doch Alles auf ihre Kosten! Als er dann mit dem Freunde bei einer guten Cigarre saß, hielt dieser mit seiner Meinung nicht mehr zurück.

„Du hast eine reizende kleine Frau,“ sagte er, „mein Compliment Deinem Geschmack. Du brauchst sie doch wahrhaftig nicht zu verstecken. Wie nett sie zu plaudern versteht und wie klug sie in ihren Ansichten ist. Wohl viel von Deiner Erziehung, wie?“

Trolla nickte lächelnd und drückte ihm zum Dank die Hand. Wie schön mußte es erst sein, wenn er später einen Kreis ähnlicher Freunde um sich versammeln durfte und, losgelöst von dieser Scholle, mit Emmy im gesellschaftlichen Rummel schwelgen durfte.

„Was die Alte betrifft,“ fuhr Hiller fort, „so ist sie noch mit in den Kauf zu nehmen. Es soll noch schlimmere Schwiegermütter geben. Sie hat wenigstens eine feine Nase für guten Bordeaux, und das zeugt von Gemüth. Den Alten hast Du Dir wohl heute geschenkt, he?“

„Wenn der Fußboden aus Glas wäre, dann

würdest Du ihn unten wie einen Tiger im Käfig herumlaufen sehen, der auf die Fütterung wartet. Die Fütterung bin nämlich ich."

„Na, — an Dir wird er wohl zu knabbern haben."

„Das weiß er auch."

Beide lachten und kamen dann auf Kramer zu sprechen.

„Er hatte Dich von Anfang an in Verdacht, daß Du damals im Lichtenhainer den „Onkel" bereits aus guten Gründen verleugnet hättest," sagte Hiller wieder. „Er fragte Dich ja auch noch, ob Du einen derartigen Weibergreis als Deinen Schwiegervater willkommen heißen könntest, was Du mit Entrüstung von Dir wiesest. Seitdem warst Du in seinen Augen als Heuchler fertig."

„So wird man nun verkannt," fiel Trolla ein und war nun geneigt, das auffallende Verhalten Kramers gegen ihn milder zu beurtheilen.

„Das schließt aber nicht aus, daß er sich gegen Frida ganz miserabel benommen hat," bemerkte Hiller dann wieder, „obendrein, da er als wohlhabender Junge die Mittel dazu gehabt hätte, sein moralisches Schild rein zu halten ... Uebrigens werden wir ihn ja bald los werden. Er beab-

sichtigt nämlich, in den Verwaltungsdienst seiner Heimathstadt zu treten und dort als Mädchenjäger auf seinen Lorbeeren auszuruhen. Da sein Vater noch immer das Stadtoberhaupt ist, wird ihm seine Laufbahn ja bedeutend erleichtert werden."

„Dann hätte er ja noch Aussicht Stadtrath zu werden, und als solcher einen Verein zur Hebung der öffentlichen Sittlichkeit zu gründen," warf Trolla ein. „Ich gratulire seinen Mitbürgern schon vorher dazu ... Eigentlich recht schade, daß er geht. Ich hatte immer gehofft, einmal noch ein Duell vor Gericht mit ihm auszufechten, falls er seine anklagenden Blitze über mein Vertheidigerhaupt auf die Bank der armen Sünder geschleudert hätte. Du weißt, wir sprachen schon früher oftmals scherzhafter Weise davon. Nun will er mir auch noch diese Freude verderben. Uebrigens — dieses Gigerl als Staatsanwalt wäre etwas für die Fliegenden Blätter. Oberländer könnte schwelgen."

Hillers Gesicht strahlte vor Vergnügen. Dann sagte er: „Er hat eben ein Haar darin gefunden, und Du hast es ihm in die Suppe gelegt. Jetzt, da er Deine offene Feindschaft kennt, zieht er es doch vor, die Auslegung der Strafgesetzparagraphen Anderen zu überlassen, deren sittliche Ent-

rüstung vor dem Forum sich mit ihrem Privatleben deckt. Die Justizbehörde hätte sich vor ihm bedankt."

Hiller, der bereits vor zwei Tagen durch Trolla von der Handlungsweise Kramers erfahren hatte, war gegen diesen im Lichtenhainer mit allerlei Andeutungen vorgegangen darüber, daß man sich von einer gewissen Seite Fridas energisch annehmen werde, um ihr zu ihrem Rechte zu verhelfen. Und so war denn Kramer aus sich herausgegangen und hatte sich in seiner Verlegenheit damit über den Berg geholfen, daß man es garnicht nöthig haben werde, seine moralische Qualification hier in Berlin in Frage zu ziehen.

Zwei Tage später richtete Trolla aus seinem Büreau folgendes Schreiben an ihn:

„Geehrter Herr Assessor!

Fräulein Frida Milius, die Ihnen noch nicht ganz aus dem Gedächtniß entschwunden sein dürfte, hat mich mit der Wahrnehmung ihrer Rechte Ihnen gegenüber betraut, deren nähere Erörterung ich Sie mir vorläufig zu erlassen bitte. Sie geht deutlich genug hervor aus den Briefen, die Ihre frühere Geliebte im Laufe der Jahre wiederholt an Sie gerichtet hat, die aber

leider stets ohne Antwort geblieben sind. Es wird Ihnen genügen, zu erfahren, daß die Lage des armen Mädchens dieselbe ist wie früher.

Ich wende mich in diesem Augenblick nicht an den Mann, der sich über straflose Vergehen hinweggesetzt hat, weil es viele Tausende vor ihm so gethan haben und viele Tausende nach ihm es ähnlich thun werden (dazu schätze ich Sie zu sehr als Mann von guter Erziehung, der das non omne licitum est honestum — nicht alles Erlaubte ist ehrenhaft — in seiner Beziehung auf den Privatcodex wohl zu würdigen verstehen wird), sondern ich wende mich in erster Linie an den einstigen Commilitonen,' dem ich das Vergnügen mancher geistigen Anregung verdanke. Ich wende mich ferner an den Collegen, von dem ich annehme, daß er gleich mir stets der Ansicht huldigen wird, daß die Vertretung des Rechts ohne persönliches Rechtsbewußtsein unmöglich ist. Ich wende mich drittens an den früheren Bevorzugten eines wenn auch leichtfertig veranlagten Mädchens, dem ich einst das Feld räumte in der Erwartung, er werde im vorliegenden Falle den Gentleman nicht außer Acht lassen. (Sie werden sich unseres Kaffeehausgespräches darüber an

jenem Abend, der mit einer kleinen persönlichen Differenz schloß, wohl noch erinnern.)

Zum Schluß wende ich mich — und wie ich mir einbilde, mit größerem Rechte als bisher — an den begüterten Sohn eines begüterten Vaters, dem es ein Vergnügen sein müßte, einer armen Verlassenen für ihr Kind nur einen Bruchtheil derjenigen Bonification zu gewähren (um auch im Ausdruck auf der Höhe dieser höflichen Anregung zu bleiben), die er so oft in chambres séparées bei Sect und Austern viel unwürdigeren Damen hat zu Theil werden lassen. In dieser Beziehung kann ich mich nur auf Ihre eigene Auslassung berufen.

Ihren Vorschlägen gern entgegensehend, verbleibe ich

Hochachtungsvoll
Dr. Felix Trolla
Rechtsanwalt."

„Höflich aber beschämend," sagte Hiller heiter, als er Trolla eines Nachmittags besuchte und dieser ihm das Concept des Briefes zu lesen gab. „Nun bin ich neugierig, wie er dem Unvermeidlichen entgehen wird."

Drei Tage vergingen, bevor die Antwort eintraf. Dann aber hatte Trolla Gelegenheit, Folgendes zu lesen:

„Geehrter Herr Doctor!

Ihre liebenswürdige Anregung habe ich mit jener Ehrfurcht entgegen genommen, die ich stets mit dem Respect vor großen Leuten empfinde. Verzeihen Sie den burschikosen Ton, aber mir sitzt noch der Kater in allen Gliedern. (Gestern wieder sehr spät geworden! Zuletzt ins Café und dann natürlich diverse Schlummerpünsche. Kann wirklich nicht mehr viel vertragen. Muß wohl daher kommen, daß der Burgunder immer schlechter wird.) Ich habe neulich durch Collegen Hiller, den ich nebenbei gesagt sehr schätze, so viel Rühmliches über Sie gehört, sodaß ich die manchmal gehabte schlechte Meinung von Ihnen lebhaft bedaure und Ihnen sogar den kleinen Stich auf die chambres séparées gnädigst verzeihe. (Denn eigentlich hat dieser versteckte Wink mit dem Zaunpfahl mit meinem lapsus memoriae bezüglich Fridas nichts zu thun. Sie sehen, ich bin schon beim zweiten Klammersatz und befolge auch in dieser Beziehung Ihre Anregung.) Also

die kleine Thüringerin ist noch in Berlin? Ich bin sprachlos und war ahnungslos, denn entsinne ich mich recht, so hatte sie schon vor unserem Bruch ein faible für einen der ausgestellten Mexikaner bei Castan, mit dem sie partout ins Land der Azteken durchbrennen wollte. Sie hat sich also doch besonnen, als Häuptlingsmutter in einem Wigwam ihr Dasein zu beschließen. Um so besser jetzt für sie. Beiliegenden Chek über Mark 500 wollen Sie, bitte, zu Gunsten der kleinen Thüringerin in klingende Münze umsetzen lassen. Sie mögen daraus ersehen, daß ich den Consequenzen Ihres „vorläufig" von vornherein mit meinem guten Willen begegne. Nicht etwa, daß ich diese Consequenzen zu scheuen hätte (ich stehe auf dem Standpunkt, daß bei Frauenzimmern vom Schlage Fridas viele Väter eines Vaters Tod sind — die dritte Parenthese bereits! —), aber ich habe einen horror vor Correspondenzen über undelicate Dinge, die mir gerade jetzt, wo ich mit der Abfassung meines curiculum vitae für höhere Dinge beschäftigt bin, die ganze Stimmung rauben könnten. Haben Sie die Güte, werther Herr Doctor, den Empfang des Chek zu bestätigen und mir zugleich die

weiteren Wünsche Ihrer Mandantin mitzutheilen. Irgend ein Vergleich wäre mir das Liebste.

Ihr Ihnen stets wohlgeneigter

R. Kramer
Assessor.

P. S. Was zum Teufel ist mit Ihrem Schwiegervater los? Ich höre von einer eingeleiteten Untersuchung wegen zu festen Zuschnürens einer weit über den Werth verkauften Cravatte. Eigentlich recht unangenehm für Sie! Er verläßt sich wohl auf Ihr Jungfernplaidoyer vor den Schranken? Um Discretion über diese vertrauliche Mittheilung bittet ergebenst

d. O."

Mit einem gewissen Behagen hatte Trolla bis zur Unterschrift gelesen. Aus jeder Zeile sprach die sittliche Bedrängtheit eines Mannes, der sich plötzlich als den liebenswürdigen Schwerenöther aufspielte, um sich mit Anstand aus der Klemme zu ziehen. Den Aerger verkniff er sich durch humoristische Anwandlungen, die allerdings wohlfeiler waren, als das offene Eingeständniß seiner Schuld.

Aber Trolla war es schon Recht, denn er konnte mit dem Erfolg zufrieden sein. Sein Bewußtsein,

in dieser Sache ohne Aufbietung eines großen Apparates einer armen Verlassenen zu einem besseren Dasein verholfen zu haben, gab ihm die Hoffnung auf eine schöne Zukunft. Mystisch veranlagt wie er war, glaubte er nun einmal daran, daß aus einer uneigennützigen That eine Kette des Guten entspringen müsse.

Plötzlich las er den Nachsatz und ward starr. Er fühlte den Stich aus den überzuckerten Worten, der zweifellos darauf berechnet war, dem Schreiber genügende Entschädigung für den moralischen Zwang zu geben, unter dem er den Brief schreiben mußte. Mehr aber als alles Andere erschreckte Trolla der Gedanke, es könnte ein großer öffentlicher Scandal entstehen, in den seine Person mit verwickelt werden würde. Während er erwog, ob Thatsache oder nur bloßes Gerede vorliege, wurde er plötzlich von der seltsamen Vorstellung gepeinigt, auch sein Bruder würde in den Proceß mit hineingezogen werden, schließlich auch seine Mutter, seine ganze Familie.

Voller Unruhe wartete er den Schluß seiner Sprechstunde ab. Als er nach Hause kam, überlegte er, ob er sofort Emmy ins Vertrauen ziehen und die Mutter heraufbitten solle, damit er die volle Wahrheit erführe. Ehe er aber dazu kam, merkte

er seiner Frau an, daß sie mit irgend Etwas zurück hielt.

„Ist 'was passirt, liebes Kind?" fragte er. „Du siehst ja so blaß und verweint aus. Wieder Aerger mit Papa gehabt, nicht wahr?"

„Großen, sehr großen," gab sie ausweichend zurück. „Wie soll das noch enden?"

„Was denn?" In diesem Augenblicke wußte er, daß gegen den Alten etwas im Gange war.

Frau Dankelberg kam hereingerauscht, ebenso blaß, und mit gerötheten Augen wie ihre Tochter. Sie hatte bereits unten auf der Lauer gestanden, bis ihr Schwiegersohn nach Hause kommen würde, und dann nichts Eiligeres zu thun gehabt, als hinaufzustürmen.

„Was sagen Sie blos dazu, Herr Felix?" begann sie sofort und ließ sich wie gebrochen nieder. „Ich war wie vom Schlag getroffen, und Emmy auch. Und daß es nun gar schon in der Zeitung steht! Sie werden es gewiß gelesen haben."

Aus den Mienen der Beiden hatte sie zu errathen geglaubt, daß man sich über das Schreckliche bereits unterhielte, und so war sie gleich mit ihrer Meinung hineingeplatzt, ohne auf den Wink Emmys

zu achten. Nun hatte sie Trolla frischweg Alles verrathen.

Er hatte die Abendzeitung noch nicht gelesen, die in seinem Paletot draußen auf dem Corridor steckte und die er aus dem Bureau regelmäßig mit nach Hause brachte. Wortlos sprang er auf und stürmte hinaus.

„Nun hast Du was Schönes angerichtet,“ sagte Emmy hinter ihm her.

Die Alte war zwar etwas verblüfft, beruhigte sich aber sogleich. Erfahren müsse er es ja doch. Dann also besser früher als später!

Trolla kehrte zurück und hatte bald die Notiz gefunden. Es waren nur wenige Zeilen, die aber gerade genug sagten.

Gegen einen bekannten Hauswirth im Norden der Stadt und dessen Complicen sei die Voruntersuchung wegen fortgesetzten Wuchers eingeleitet worden. Die Sache werde sich um so interessanter gestalten, als der Schwiegersohn des Betreffenden ein junger Rechtsanwalt sei, der wahrscheinlich die Vertheidigung führen werde. Es waren noch einige Bemerkungen hinzugefügt, die im Sensationsstil auf mannigfache Enthüllungen hinwiesen, die weitere Kreise in Anspruch nehmen würden.

Sofort witterte Trolla Kramer dahinter; jedenfalls hatte dieser die Notiz inspirirt. Der Wunsch war hier der Vater des Gedankens geworden, um persönlichen Unmuth zu kühlen und die Klatschzungen auf die richtige Fährte zu führen.

„Es ist schandbar, einfach schandbar!“ rief er erregt aus und warf das Zeitungsblatt auf den Tisch.

„Mein Gott, ich hatte ja gar keine Ahnung davon,“ warf Frau Dankelberg ein. „Vorhin hat es mir mein Mann erst gestanden. Er ist schon zweimal vernommen worden. So ist es nun: erst wird den Leuten geholfen und dann denunciren sie wegen Wucher.“

Völlig kleinlaut geworden, fing sie wieder an zu weinen. Dabei setzte sie ihr Jammern fort, das Emmy ebenfalls bis zu Thränen in Mitleidenschaft zog. Nun schluchzten sie Beide um die Wette, so daß Trolla den Rest seiner Fassung verlor. Wahrhaftig, er fing an hart zu werden, Angesichts dieser neuesten Enthüllung, die ihm sein eigenes Zerrbild zeigte.

Was hatten diese Weiber nicht schon Alles aus ihm gemacht, und was glaubten sie nicht noch aus ihm machen zu können! Er ahnte, daß sich

hinter diesen Thränen noch etwas Anderes verbarg, als nur die Scham vor öffentlicher Schande. Es lauerte noch Etwas im Verborgenen, das allmählich auf ihn übergehen würde. Er verspürte schon seine Nähe, gegen die er sich am besten mit Rücksichts-losigkeit wappnete.

Als Frau Dankelberg es für angebracht hielt, sich selbst durch den Hinweis zu belügen, daß es ja „nicht schlimm" werden könne, da man ihrem Manne Nichts werde beweisen können, brauste er auf.

„Nicht schlimm, nicht schlimm! Das sagen Sie so. Das können Sie auch noch garnicht wissen. Wenn eine Sache schon bis in die Oeffentlichkeit gedrungen ist, dann ist in der Regel immer etwas daran. Was soll bloß daraus werden! Schande kommt über Ihre ganze Familie, über Sie, über Ihre Tochter und am meisten über mich. Ich habe kaum meine Laufbahn begonnen und werde als Ihr Verwandter schon mit an den Pranger gezogen. Ein hübscher Schwiegervater, das muß ich sagen! Ich habe nicht viel von ihm gehalten, aber er hätte wenigstens dafür sorgen können, daß sein dunkles Gewerbe nicht ruchbar würde."

Emmy streckte ihm im Geheimen flehentlich die

gefalteten Hände entgegen, da sie den Sturm langsam heraufziehen sah.

Frau Dankelberg seufzte vorerst noch und that so, als gäbe sie ihm Recht. Dadurch fühlte er sich angefeuert, seine Stimmung noch weiter austoben zu lassen.

„Wie ist er gegen mich aufgetreten, als ich ihm auf den Kopf zusagte, daß er solche schmutzigen Geschäfte mache. Und nun wird er in aller Form vor den Untersuchungsrichter geladen. Wer kann wissen, ob er nicht einen Haftbefehl gegen ihn erlassen wird.“

Mutter und Tochter zuckten erschreckt zusammen. Die Alte zeigte aber dabei schon die Miene der stark beleidigten Gattin, die ihre Zurückhaltung nicht mehr länger bewahren kann.

„Wird ihm nachgewiesen, daß er die Nothlage oder den Leichtsinn seiner Geldnehmer durch Wucherzins ausgebeutet hat, so kommt er ins Gefängniß. Wo er dann natürlich auch hingehört.“

Er hörte den leichten Aufschrei Emmys, er sah, wie sie unter dem Eindruck seiner Worte erzitterte, aber er fuhr fort, seinem lange in sich verschlossenen Groll gegen das Treiben Dankelbergs kalt lächelnd Luft zu machen.

Plötzlich fuhr die Alte auf, zerdrückte den Rest der Thränen in den Augenwinkeln und stellte sich kampfbereit vor ihn hin.

„Sie müssen uns aber nicht gar zu sehr wie eine Schuhputzerfamilie behandeln, Herr Doctor," platzte sie los. „Es muß doch immer noch etwas an uns dran sein, sonst hätten Sie sich doch nicht bei uns festgesetzt."

„Mama!" rief Emmy ihr zu. Sie aber machte eine abwehrende Bewegung und geiferte aufs Neue los.

Trolla lachte laut auf. „Immer weiter, immer weiter, Verehrteste!" unterbrach er sie. „Geschieht mir ganz Recht, endlich 'mal Ihre wirkliche Meinung darüber zu hören. Um so besser werden wir uns von nun an kennen."

„Aber ich bitte Euch, seid doch friedlich," versuchte Emmy Beide zu beschwichtigen.

„Bin ich es nicht, Kind?" fuhr die Alte fort. „Dein Mann bricht den Streit vom Zaun. Ein Verbrecher ist Dein Vater noch lange nicht, mag er auch sonst wie gesündigt haben. Dein Mann hat sich doch jedenfalls in seinem Hause sehr wohl gefühlt."

„Das ist doch sehr die Frage, Verehrteste," hielt

ihr Trolla wieder entgegen. „Ich habe Ihre Wohlthaten mit meinem Namen bezahlt, und ich bin so anmaßend zu behaupten, daß Sie mir immer darauf noch etwas schuldig sind. Frau Trolla wird immer das Haupt stolz emportragen können, ich bezweifle aber sehr, ob Sie als Frau Dankelberg für die Zukunft dasselbe Recht für sich werden in Anspruch nehmen können."

Er wollte sich nicht weiter aufregen, sagte zu Emmy Adieu und ging wieder fort, verfolgt von den Zurufen der Alten, die nun rasch umgestimmt war und plötzlich von der Ahnung geplagt wurde, er könnte ihr jetzt als Ehemann noch verloren gehen. Was hätte dann aus ihrem Manne werden sollen!

XI.

Am anderen Tage Nachmittags betrat Dankelberg sehr aufgeregt Trollas Büreau. Es geschah zum ersten Male, daß er sich hier sehen ließ, und so hatte er dem Büreauvorsteher, der ihn nicht kannte, garnicht erst seinen Namen genannt, sondern sich bei Beginn der Sprechstunden in einer „wichtigen Angelegenheit“ angemeldet.

„Lieber Schwiegersohn, Sie müssen mir helfen,“ begann er sofort und ließ sich unaufgefordert auf den bequemen Rohrsessel nieder, der gegenüber dem Schreibtisch stand. „Die Hand gebe ich Ihnen erst garnicht, denn Sie könnten sie am Ende doch wieder nicht beachten. Sie sind doch ein verflucht stolzer Kerl, aber wissen Sie — im Innern hat mir das immer gefallen, wenn ich auch äußerlich anders gethan habe. Kerls aus Ihrem Holze sind nun einmal meine schwache Seite. Denken Sie denn, ich habe nicht von Anfang an gemerkt, was Sie für Einer

sind? Spaß! Ich wäre Ihnen sonst wahrhaftig nicht gleich so entgegen gekommen."

Trotzdem er den Gemüthlichen herausbeißen wollte, sah er gelb und verstört aus. Die Augen waren verquollen, als hätte er schlaflose Nächte gehabt, und als er das linke gewohnheitsmäßig zukniff, bot er den Typus eines professionellen Spielers, der die Nacht zum Tage macht und dem das Laster sein Kennzeichen tief in die Züge gegraben hat.

Trolla, der sofort merkte, daß seine Stimmung nur geheuchelt war, fühlte menschliches Rühren mit ihm, zeigte nichts von seiner sonstigen Abneigung, sondern dachte im Augenblick nur daran, daß er den Vater seines Weibes vor sich hatte. Voll Höflichkeit bot er ihm eine Cigarre an, die er mit Dank entgegen nahm und aufmerksam betrachtete, bevor er die Spitze abbiß.

„Die Kunst geht wohl? Nach der Sorte zu urtheilen ..." Er roch an der Cigarre, warf einen prüfenden Blick im Zimmer umher und nickte wohlgefällig. „Hübsch eingerichtet. Mutter ist nun mal verschossen in Sie. Dann kann's auch was kosten. Hier müssen ja die Clienten wie Fliegen kleben bleiben."

Er lachte laut auf. Es war ein seltsames

Lachen, als wollte er darunter das gerade Gegentheil dieser Ansicht verbergen. Als er dann Feuer empfangen hatte und zu rauchen begann, studirte er durch die Dampfwolken Trollas Miene, ob ihm Gutes oder Böses winke.

Er mußte mit ihm zufrieden sein, denn mit einer gewissen gemachten Behaglichkeit begann er: „Manchmal ändern sich die Zeiten. Heute sitze ich vor Ihnen und will Ihre Hilfe. Damals in der Mauerstraße saßen Sie vor mir und rauchten so wie ich jetzt. Heute sind Sie der große Mann und ich komme mir etwas klein vor. Aber ich wachse wieder, verlassen Sie sich drauf."

„O, das glaube ich, Sie werden sich schon durchwinden," warf Trolla ein, der durch diese Einleitung humoristisch gestimmt war.

„Sehen Sie, lieber Doctor, da sind wir schon auf unserem Punkt zusammen," sagte Dankelberg nun lebhaft und rückte dichter an den Tisch heran. „Durchwinden, das ist der richtige Ausdruck. Und Sie sollen mir helfen dazu."

„Ich?" unterbrach ihn Trolla unwillig.

Dankelberg nickte nur. Dann kaute er an seiner Cigarre, nahm sie aus dem Mund, klebte mit den Fingern die Spitze zusammen und fuhr

währenddessen mit gesenktem Blick fort: „Es kann einem ja manchmal was Menschliches passiren, das werden Sie als Juriste wohl am besten wissen. Und wenn Sie es noch nicht wissen sollten, dann müssen Sie sich bei Zeiten darauf prepppariren. Sie werden schon noch was zu Flicken bekommen — durchs Gesetzbuch. Aufs Flicken habe ich mich früher auch verstanden. Sie werden ja wissen, was ich meine. Emmy wird wohl doch darüber den Mund nicht gehalten haben ... Und wenn doch, dann, hm ja — aus den Acten werden Sie es ja doch ersehen. Da hat irgend so ein Halunke was von Schuster Dankelberg läuten hören und nun steht es auch in der Anzeige. Der Herr Untersuchungsrichter hat sich natürlich einen ganz Andern darunter vorgestellt — wissen Sie, so Einen, mit Schürze und Pechdraht, dem man den Kellerwurm schon von Weiten ansieht. Ich mußte lachen."

Und er stieß nun selbst ein kurzes Lachen hervor, das ihm aber nicht aus dem Herzen kam.

„Er war sehr freundlich zu mir, der Untersuchungsrichter, und meinte, ich würde wohl drumrum kommen, das heißt, wenn ein tüchtiger Anwalt meine Sache führte ... Weiß schon, weiß schon, was Sie sagen wollen!" wehrte er eine Bewegung

Trollas ab. „Sie sind noch keiner, Sie werdens aber werden. Durch meine Sache können Sie's werden.... Uebrigens, was ‚Schuster Dankelberg' anbetrifft," unterbrach er sich, „so könnte ich mir eigentlich was d'rauf einbilden. Wer Etwas ist, wird immer kurz behandelt. Wenn man vom ‚ollen Menzel' spricht, oder von ‚Stephan', dann ist auch ‚Schuster Dankelberg' keine Beleidigung... Notiren Sie sich das, das werden wir verwenden können."

Keinen Augenblick im Zweifel, daß Trolla auf seine Vorschläge eingehen werde, zog er eine Menge Briefe, verfallene Wechselaccepte und sonstige Schriftstücke hervor, die er, das goldene Pincenez weit auf die Nasenspitze gerückt, mit einem raschen Blick stumm überflog und vor sich ausbreitete.

Dann brachte er einen langen Brei vor, aus dem Trolla unmöglich ganz klug werden konnte. Es war der umständliche Vortrag eines Menschen, dem nach jedem dritten Satz das böse Gewissen die Zunge lähmt, der sich fortwährend selbst widerspricht und schließlich wirres Zeug vorbringt, aus dem immer nur das Verlangen hervorbricht, sich möglichst zu entlasten.

„Hier ist die Vollmacht — unterschreiben Sie," unterbrach ihn Trolla endlich. „Ich werde morgen

schon Einblick in die Acten nehmen.“ Er wollte sich doch wenigstens die Gelegenheit nicht entgehen lassen, die Geschäftspraxis des Alten einmal gründlich beleuchtet zu sehen.

„Schwiegersohn!“ Dankelberg war aufgesprungen, beugte sich weit über den Tisch und drückte Trollas Hände. „Wenn Sie mich loskriegen, Sie sollen sich über mich nicht mehr zu beklagen haben.“

Diese plötzliche Wendung hatte ihn weich gestimmt. Es war fast, als glänzten seine Augen von etwas Nassem, das aus seiner verhärteten Seele emporgestiegen war. Und die Feierlichkeit des Augenblicks gab ihm einen gewissen Schwung der Sprache.

„Sehen Sie, lieber Doctor — zu Ihnen habe ich Vertrauen, zu Ihnen kann ich sprechen, denn Sie gehören zu meiner Familie. Sie wollen sich erst die Sporen verdienen, Sie haben noch Feuer und Ehrgeiz. Sie thun noch nicht Alles für Geld. Bei Ihnen sitzen die Gebühren noch im Herzen. Denken Sie an meine Frau, denken Sie an Emmy . . . Wenn Alles gut abläuft, wenn die Sache überhaupt zurückgewiesen wird, dann — —. Hier drin sitzt auch noch Etwas bei mir, das nicht verknöchert ist.“

Und er schlug sich mit der Hand wiederholt auf die linke Brustseite, während seine Stimme zu ersticken drohte. Wahrhaftig, die Augen wurden ihm klein, und seine Lippen geriethen in zuckende Bewegung.

Trolla wollte nicht schwach werden. „Warten wir ab,“ sagte er ohne ihn anzublicken.

„Felix, geben Sie mir einen Kuß.“

Zum Glück trat der Büreauvorsteher herein, der durch sein Erscheinen diese aufdringliche Herzlichkeit verhinderte.

Am andern Vormittage nahm Trolla Einblick in die Acten der Voruntersuchung.

Ein Gymnasialprofessor hatte Dankelberg denuncirt. Der Anfang der Beziehungen lag bereits fünfzehn Jahre zurück. Damals hatte noch Dankelberg auf eigene Faust operirt, als er nur kleine Darlehne gegen Wucherzins an Beamte gab. Schlauer Weise ließ er sich stets ein Schriftstück ausstellen, in dem ausdrücklich betont werden mußte, daß der Geldbedürftige sich in keiner Nothlage befinde und daß er sich freiwillig zu „einem etwas erhöhten“ Zinsfuß bereit erklärt habe.

Da bei derartigen Geschäftsabwickelungen niemals Zeugen vorhanden waren, so konnte auch über

die Höhe der Wucherzinsen von dem Darlehnnehmer selten Genaueres bewiesen werden. Dankelberg ließ den Anderen einfach schreiben und gab das Geld nicht eher, bevor nicht seine Erwartungen erfüllt waren. Dann erst, wenn er das Papier in Händen hatte, legte er die Summe auf den Tisch, die im Durchschnitt nur zwei Drittel von dem betrug, wozu man auf drei Monate sich verpflichtet hatte.

Als junger Oberlehrer bereits war der Professor Dankelberg in die Hände gefallen. Im Laufe der Jahre hatte er an ihm gehangen wie der Schiffbrüchige an schmaler Planke, die durch unbedachtsame Bewegung den sicheren Tod bereitet. Unter dem Nothdruck des Augenblicks hatte er über seine Kräfte gezahlt, wieder nehmen müssen, um die alten Verbindlichkeiten theilweise zu decken, und schließlich stets aufs Neue quer rüber geschrieben, diesen unerschöpflichen Schlund des Wuchers beinahe bis zum Rande zu füllen.

Nun konnte er nicht mehr weiter, sah er den Abgrund vor Augen, der ihm wie ein erlösendes Idyll gegen seinen und seiner Familie Ruin erschien. Es war die Tragödie eines Menschen, der unter der Hetzpeitsche seines Gläubigers endlich kraftlos zusammenbrach.

Durchsichtig wie Krystall war die Entwicklung dieser Tragödie aufgebaut, begründet durch eine Unmenge werthlos gewordener Accepte, die von kleinen Summen sich schließlich bis zu einer fetten fünfstelligen Zahl ausgedehnt hatten, gleich einer allmählich emporgerichteten riesigen Leiter, deren Anblick Denjenigen betäubt, der ihre oberste Sprosse erklimmen soll.

Endlich hatte Dankelberg die Schlinge fest und sicher zugezogen, so daß kein Entrinnen mehr möglich war. Der Professor hatte einen Vergleich angeboten, der aber nicht angenommen wurde. Dann hatte er, unter Sicherleistung von befreundeter Seite, in einer Stunde großer seelischer Erregung die Anzeige bei der Staatsanwaltschaft erstattet.

Trollas juristischer Scharfsinn entdeckte sofort, daß directe Beweise nicht vorlagen, daß der Staatsanwalt aber aus zahlreichen Verdachtsmomenten sich ein schönes Gebäude zur Erhebung der Anklage wegen fortlaufenden, gewohnheitsmäßigen Wuchers construiren könnte, trotzdem viele Fälle bereits verjährt waren.

Er machte sich seitenlange Auszüge, mehr der Wissenschaft wegen. Denn erschüttert durch das offene Bekenntniß eines hochgebildeten, mit zer-

rütteten Verhältnissen ringenden Mannes, ging er mit dem festen Vorsatz nach Hause, Dankelberg nachträglich ein Nein zu sagen.

Am Tage darauf, Nachmittags, trat der Alte wieder zu ihm ins Büreau, denn er hatte von oben, aus dem zweiten Stock, etwas läuten hören, daß die Sache für Trolla spruchreif wäre.

„Nun, lieber Schwiegersohn, wie stehts? Schießen Sie los.“ Aus seinem sicheren Auftreten sprach große Hoffnung, die auch seinem Gesicht wieder eine andere Farbe gegeben hatte. Er schien ruhiger geschlafen zu haben, sich wohler zu fühlen bei dem Gedanken, seine Sache in vertrauten Händen zu wissen.

Um so bleicher war nun Trolla, dem es nicht leicht wurde, seinen Entschluß zu verkünden. „Ich möchte Ihnen doch rathen, sich einen andern Anwalt zu nehmen,“ sagte er ausweichend.

Sofort witterte Dankelberg das Richtige. „Weshalb?“ fragte er mit veränderter Miene.

„Grade heraus gesagt, Herr Schwiegervater — ich bin nicht im Stande, Ihre Sache zu führen.“

„Und der Grund, he?“

„Den ersparen Sie mir, bitte, lieber.“

„Aber Sie haben doch schon die Vollmacht von mir.“

„Die gebe ich Ihnen wieder zurück. Hier ist sie.“

„Ich bestehe jetzt aber darauf, daß Sie das Mandat behalten.“ Die Hände auf den Stock gestützt blickte er fest auf Trolla, wieder bereit, ihm seine schlimmen Seiten zu zeigen.

„Sie können mich nicht zwingen dazu, Herr Schwiegerpapa. Ich muß bei meiner Bitte bleiben.“

Plötzlich glaubte Dankelberg in seinen Augen Etwas zu lesen, das wie erweckende Furcht aussah. „Steht es schlimm?“ fragte er gedämpft und lauernd.

Um ihn los zu bekommen, hielt es Trolla für besser, ihm Angst zu machen. Und so erwiderte er ernst: „Sehr, sehr ... Deshalb gerade möchte ich Ihnen rathen, sich einen gewiegten Vertheidiger zu nehmen, der in solchen knifflichen Dingen bereits mit Erfolg vertreten hat.“

„Ach, Ausreden!“ brauste der Alte auf, in dem das Mißtrauen wieder rege wurde.

„Lassen Sie sich die Sache etwas kosten, dann ist auch Aussicht für Sie vorhanden,“ fuhr Trolla unbeirrt fort. „Gehen Sie doch zu Dem

oder Dem . . ." Er nannte die Namen einiger berühmter Vertheidiger, auf die in derartigen Sensationsprocessen die Augen aller Betheiligten gerichtet waren.

„Was die Quasselköppe können, können Sie schließlich auch. Zu solcher Sache gehört nur Muth, Scharfsinn und Witz. Und das haben Sie doch, lieber Doctor," sagte Dankelberg aufgebracht, erhob sich nun, legte den Stock mit einem Klaps auf den Tisch und ging erregt durchs Zimmer. „Das weiß ich allein, daß ich für Geld die großen Hühner bekomme, die in Moabit von Schwurgericht zu Schwurgericht 'rumlaufen und die goldenen Körner picken. Aber ich bin nun einmal auf Sie versessen, und dann sehen Sie, lieber Herr Felix —"

Er lenkte wieder ein und stützte sich mit beiden Händen auf die andere Platte des Doppeltisches.

„— sehen Sie, Sie werden die Sache mit Gemüth machen, sozusagen mit Familieneifer, und dann ist das Spiel schon halb gewonnen." Er dämpfte seine Stimme und raunte ihm krächzend zu: „Sie können doch in Alles eingeweiht werden, Ihnen kann ich doch Schosen erzählen, die man nicht gern Anderen anvertraut. Ohne Verdrehungen gehts nun einmal bei Gericht nicht ab. Wer mich rein-

legen will, den lege ich zuerst rein. Und wer die meisten Spitzfindigkeiten vertheilt, der hat die Lacher auf seiner Seite. Die Welt will nun einmal betrogen sein, deshalb muß man immer Sand in der Tasche haben, um ihn in die Augen der Anderen zu streuen."

Während er seine Moral wieder enthüllte, ließ er das Spiel seiner kleinen Augen eifrig hin und her gehen, denn er empfand wieder die alte Scheu vor Trollas ruhigem Blick. Als aber dieser immer noch nicht sprach, legte er das Schweigen anders aus. Und so kam er auf den Einfall, einmal gehörig auf den Ehrgeiz anzuspielen.

„Danken Sie doch Ihrem Schöpfer, daß Sie von vornherein gleich so eine kitzliche Sache haben. Da können Sie sich einmal austoben und dem Staatsanwalt 'ne Nuß aufzuknacken geben. Wenn's wirklich schief mit mir gehen sollte, kommt Ihr Name in alle Zeitungen und Sie sind ein gemachter Mann. Was meinen Sie, wer Alles zu Ihnen kommen wird. Haben Sie 'ne Ahnung! Mancher faule Kunde giebt gerne ein Dutzend graue Lappen, um vor'm Knast bewahrt zu bleiben."

Dieses häßliche Wort versetzte Trolla in Bewegung, denn er erinnerte sich daran, wie er es

zum ersten Male aus demselben Munde gehört hatte. Nein, diesem Manne wollte er nicht helfen — weder für Geld noch für gute Worte. Was für ein durchtriebener Schlingel dieser Patron, der seinen eigenen Schwiegersohn in den Schlamm seiner niedrigen Denkungsart hineinziehen wollte, um ihm das Erröthen zu nehmen!

Endlich sagte Trolla gerade heraus, daß er auf alle diese verlockenden Aussichten verzichten müsse.

Schon gelb im Gesicht vor Aerger, glaubte Dankelberg noch einmal einlenken zu müssen. „Sie können doch garnicht mehr zurück! Es hat doch schon in den Blättern gestanden, daß Sie meine Vertheidigung übernehmen würden,“ meinte er mit merkwürdiger Einfalt.

Trolla lachte leicht auf und schüttelte nur spaßig mit dem Kopfe.

„Sie wollen also nicht?“ fauchte ihn Dankelberg jetzt an.

„Nein, ich will nicht.“

Diese Bestimmtheit schien er nicht erwartet zu haben. Er antwortete nicht gleich, ging vielmehr wieder vor dem Schreibtisch auf und ab, um sich zu sammeln. Dann aber fraß der Gedanke an ihm,

Trolla verabscheue ihn und halte es deshalb unter seiner Würde, sich seiner anzunehmen. Und so platzte es ihm giftig heraus: „Sind Sie deshalb von uns so lange über Wasser gehalten worden, damit Sie jetzt diese Saite aufspannen?“

„Darüber bin ich nur Ihrer Frau Gemahlin Rechenschaft schuldig,“ erwiderte Trolla, der seine Ruhe bewahrte.

„Ach was! Die hat nischt. Mir haben Sie Alles zu verdanken, mir ganz allein. Haben Sie denn wirklich an den Zimmt mit der Erbschaft geglaubt? Für so naiv hätte ich Sie nicht gehalten. Alles Geld stammt aus meiner Kasse. Sie haben mein Brod gegessen, also müssen Sie auch mein Lied singen.“

Schweigen trat ein. Dankelberg ging unhörbar auf dem weichen Teppich zur äußersten Ecke des Zimmers. Dort angelangt wandte er seinen lauernden Blick dem Schreibtische zu, um die Wirkung seiner Worte zu erproben. Keine Spur von Scham in der Brust, wartete er nur auf die Minute, wo es ihm vergönnt sein würde, seine Galle ganz und gar überlaufen zu lassen.

Trolla saß da wie unter dem starren Eindruck von etwas Unbegreiflichem. Nein, dieser Mann

dort hatte nicht gelogen, in diesen Minuten nicht. Es war das Vorrecht der Schufte, die Wahrheit zu sprechen, sobald sie die Seelen Anderer morden wollten. Also Alles Lug und Trug, fein eingefädelt und gesponnen, ihn zu beleidigen und zu erniedrigen. Wie einen brennenden Makel verspürte er das Bewußtsein, jahrelang vom Wucher genossen zu haben. Er hätte schreien mögen, die ganze Welt anklagen, sich nackt den Henkern zeigen, um ihnen zuzurufen: „Nehmt und steinigt mich. Ich bin zu schlecht für diese Welt.“

Aber er brachte kein Wort hervor. Die Kehle war ihm trocken, zugeschnürt und ausgebrannt, wie der Schlund eines nervös Erstickenden, der an den Tod denkt und dabei doch völlig gesund aussieht.

Endlich fand er die Sprache wieder. „Ich bin Ihnen sehr verbunden für Ihre Mittheilung,“ brachte er tonlos hervor. „Ich hatte nicht die geringste Ahnung davon. Aber wir werden eines Tages quitt werden.“

„Das hoffe ich,“ warf Dankelberg noch ein und raffte seine Papiere zusammen.

Dann lachte er kurz und höhnisch auf. „Sie kommen mir doch noch, Herr Doctor.“

Trolla schwieg sich aus. Stolz und Ekel unterdrückten ihm die Antwort.

Der Alte nahm Hut und Stock und machte sich bereit zum Gehen. Mitten im Zimmer stehend, zog er an seinen schwarzen Handschuhen und überlegte dabei. Er wollte noch mit dem zweiten Geschoß zum Vorschein kommen, besann sich aber. Weshalb gleich alles Pulver verschießen. Besser, er gab diesem harten Kopfe erst noch Zeit zur Einkehr und bearbeitete inzwischen Frau und Tochter, damit sie ihren Einfluß zu seinen Gunsten geltend machten.

Noch einmal wandte er sich um. „Herr Doctor, wir sprechen uns noch. Ihre Weisheit ist von gestern, meine aber von heute. Ich bezahle mit meinem Geld, Sie mit Ihrer Moral. Wir wollen sehen, wär's länger aushalten kann."

Mit dem Gefühl befriedigter Rache ging er hinaus.

Trolla senkte das Haupt über die verschlungenen Hände und dachte an seine Mutter. Ewige Wahrheit kam nur von oben oder über die Lippen Derer, die unter Schmerzen nur an das junge Leben gedacht hatten. Es war ihm eine Wohlthat, minutenlang in dieser Lage zu verharren.

Dann raffte er sich auf zu neuer Arbeit.

XII.

Zwei Tage später, des Morgens, hatte sich Trolla gerade zum Ausgehen gerüstet, als ihm ein Herr gemeldet wurde, der ihn dringend zu sprechen wünsche.

Es war Arthur, der Felix' Verblüffung garnicht beachtete, ihm nur einen kräftigen Handdruck gab und sich dann mit den Worten in einen Sessel warf: „Ich bin erschossen."

Er war in Civil. In seinem hübschen, gebräunten Gesicht mit dem aufgewirbelten blonden Schnurrbart zeigten sich noch die Spuren der schlecht verschlafenen Nacht im Eisenbahnwagen. Vor einigen Stunden erst war er in Berlin eingetroffen, hatte sich im Hôtel von der Reise gesäubert, den Kaffee eingenommen, und war dann sofort hierher geeilt, um Trolla nicht zu verpassen.

Alles das erzählte er hastig, mit der Aufregung eines Menschen, der Viel auf dem Herzen hat

und der befürchtet, er könnte nicht rasch genug über die Einleitung hinwegkommen.

„Ich hätte Dich am liebsten in Deinem Büreau aufgesucht, aber ich hatte im Augenblick nur Deine Wohnung im Kopf. Entschuldige, bitte, wenn ich Dich hier so früh gestört habe.“

Damit erhob er sich wieder und ging durchs Zimmer, theilnahmlos gegen diese neue Umgebung, als hätte er erwartet, daß es hier nur so aussehen könne und nicht anders. Er war kleiner und schlanker als Felix, in dieser Stunde von nervös-hastigen Bewegungen, die für seinen zerfahrenen Zustand sprachen.

„Aber was heißt entschuldigen, lieber Junge,“ hielt Trolla ihm entgegen, „Du kannst Dir doch denken, wie willkommen Du mir bist.“

„Wirklich? Na hör' mal ... Beinahe möchte ich's bezweifeln.“ Er blieb stehen, strich über seinen Schnurrbart und bedachte Felix mit einem Blick, aus dem noch etwas Anderes sprach als nur Ungläubigkeit. „Nach all' den Geschichten, die Du gemacht hast, ist es mir verteufelt schwer geworden, Dich hier aufzusuchen. Aber in der Noth muß selbst ein Lieutenant in die Höhle des Wucherers gehen, um pater peccavi zu sagen.“

„Du wirst beleidigend …“

„Immer noch nicht das Schlimmste, was Dir von uns begegnen könnte. Ob hier oben nun die Höhle ist oder eine Treppe tiefer, das ist doch tout de même. Ich habe ja beim Vorübergehen den Namen dieses Ehrenmannes unten gelesen. Du hast seine Tochter zur Frau und wohnst in seinem Hause, das spricht ein ganzes Lexicon. Aufklärung bist Du uns schuldig geblieben, also haben die Trollas ein Recht, Dich ziemlich geringschätzig zu behandeln.“

„Bruder!“

„Ja, Bruder! Daran möchte ich Dich erinnern, daß Du mein Bruder bist, wenn auch ein entarteter, der sich hier festgesetzt hat beim erwucherten Geldsack, ohne daran gedacht zu haben, daß seinen Angehörigen das Messer an der Kehle sitzen könnte. Pure Verzweiflung hat mich zu Dir her getrieben, weiter nichts.“

„Wie schon einmal, wenn auch nur brieflich,“ gab Trolla zurück, der das Blut in seinen Wangen fühlte.

„Allerdings. Das geschah aber unter der Voraussetzung, daß Du eines Tages mit diesem Schuft nicht gemeinschaftliche Sache machen würdest,

obendrein gegen Deinen eigenen Bruder ... Hier, sieh her. Das Ende vom Liede, wie immer in solchen Fällen. Eine Kugel, und dann das Leben mit Ehrgefühl beschlossen. Leichtsinn schützt vor Thorheit nicht, aber er bewahrt der Familie einen anständigen Namen, wenn er durch dieses Mittel endet. Lieber mit Eclat aus der Welt scheiden, als unter der Schlinge eines Halsabschneiders den bunten Rock ausziehen zu müssen. Eines Kerls, der obendrein noch ein sogenannter Verwandter ist. Pfui Deubel."

Er zog aus der Seitentasche des Winterpaletots, den er nicht abgelegt hatte, einen Revolver hervor und ließ ihn dann wieder verschwinden. Plötzlich artete die Erregung in stummen Schmerz aus, der ihn völlig bewältigte. Er ließ sich wieder auf einen der Plüschfauteuils nieder, schlug die Hände vor das Gesicht, stützte die Ellbogen auf die Knie und blieb in dieser Verfassung sitzen.

Trolla sagte kein Wort. Er kannte diesen fürchterlichen Gedanken an den letzten Ausweg, der auch ihn in trüber Verzweiflungsstunde beschlichen hatte. Schweigend betrachtete er Arthur vom Fenster aus. Was für ein Wiedersehen! Vier Jahre lang waren sie sich aus den Augen gewesen,

und nun, wo herzliche Freude sich ihnen gegenseitig offenbaren sollte, hatte Mißtrauen das Gemüth des Einen vergiftet und ihm den Glauben an den eigenen Bruder geraubt.

Nein, nein — er wollte ihm nicht zürnen, er durfte es auch nicht. Alles, was Arthur vorhin gesprochen hatte, war nur der Ausfluß eines schlimmen Verdachtes, den er ihm nehmen mußte. Er trat von hinten auf ihn zu, beugte sich über seine Schulter, umhalste ihn und sagte sanft: „Bruder, vertraue mir ... Der Schuft ist allerdings hier im Hause, aber ich bin es nicht.“

Er ging zum Schreibtisch und holte die Ehrenwort-Verpflichtung hervor, die Dankelberg ihm zurückgegeben hatte. „Hier, mein Junge — bevor man verurtheilt, soll man prüfen.“

Und während Arthur mit gesteigerter Ueberraschung las, fuhr Felix fort: „Um Dir zu helfen, bin ich hängen geblieben, um das schöne Wort in Eurem Sinne zu gebrauchen. Deine Nothlage ist die treibende Kraft gewesen, die über meine brüderliche Hilfe hinweg mich hier festgehalten hat. Die Liebe zur Tochter war nur der äußere Zwang, der innere Ehrenhaftigkeit. Wenn ich Gleiches mit Gleichem vergelten wollte, so könnte ich mit vollem

Rechte sagen, Du allein habest mich auf dem Gewissen ... Am Tage des Gerichts werden auch die Gerechten gemessen, und dann bin ich sicher, nicht ganz übergangen zu werden."

Bewegt wandte er sich ab und blickte zur Straße hinaus. Als es hinter ihm still blieb, sprach er unverwandten Blickes weiter. Er erörterte sein Verhältniß zu Dankelberg, erzählte, wie er anfänglich keine Ahnung von dessen geschäftlichem Treiben gehabt habe, und wie er endlich dahinter gekommen sei.

Beide sprachen sich weiter aus. Es dauerte nicht lange, so hatte Felix erfahren, wie es mit dem Bruder stand.

Dankelberg hatte ihn vollständig in Händen und ihm gleich am Abend nach dem Abfall bei Felix mit Anzeige beim Obersten gedroht. Alles, was der Alte seinem Schwiegersohn über die Erledigung der Sache erzählt hatte, war Schwindel. Anfangs hatte Arthur geglaubt, sich wirklich durch eine Heirath rangiren zu können, zweimal aber hatte er damit Pech gehabt. Das erste Mal trat die Braut zurück, weil ihre verwandtschaftliche Sippe zu Gunsten eines adligen Vetters die Verlobung durchkreuzt hatte, und das zweite Mal

hatte Arthur plötzlich seinen Geschmack an der Auserkorenen verloren. Es war zwar viel Geld vorhanden, aber gewisse dunkle Gerüchte über frühere zarte Bande zu einem Operntenor, die ihm über die junge Dame zu Ohren kamen, machten ihn stutzig, und so schnappte er denn rechtzeitig ab.

Die Folge davon war eine maßlose Wuth Dankelbergs, der sofort wieder mit seinen Drohungen kam. Mit Mühe nur hatte Arthur ihn bewegen können, abermals ein Accept zu nehmen. Das war um die Zeit, als Arthur plötzlich wieder das alte militärische Streben in sich entdeckt hatte und die Absicht hegte, sich um die Aufnahme zur Kriegsakademie zu bewerben. Eigentlich war die Anregung dazu schon von den Eltern der ersten „verflossenen Braut“ gegeben worden, und seit dieser Zeit hatte sich der Gedanke daran so sehr in ihm befestigt, daß er mit Ernst und Feuer seine Verwirklichung verfolgte.

Beliebt bei seinen höheren Vorgesetzten, hatten ihn dieselben noch besonders ermuntert, aus dem simplen Frontdienst hinaus zur höheren wissenschaftlichen Ausbildung überzugehen.

Seitdem er die leichtsinnigen Marotten längst aufgesteckt hatte, geläutert durch die Erfahrung und

durch die eindringlichen Bitten von Mutter und Schwester, hatte er sich sein großes Ziel vorgezeichnet, um dessen Erreichung ihm nicht bange war.

In der Liste der Officiere, die mit Genehmigung ihres Regiments-Commandeurs beim Generalcommando zur Prüfung angemeldet wurden, mußte auch eine Abschrift des Personalberichts beigefügt werden. Alles, was der Qualificationsbericht enthalten mußte, traf auf ihn zu. Er war geistig befähigt, war mit dem practischen Dienst vertraut, und war gesund genug, daß man von ihm annehmen konnte, er werde längere Zeit dem königlichen Dienst erhalten bleiben. Gegen seine Führung war nichts einzuwenden, und auf seine Charakterfestigkeit für die Zukunft wollte er schon vertrauen. Nur über Eines kann er nicht hinweg: über seine Schulden. Er konnte die ehrenwortliche Erklärung nicht abgeben, daß seine Geldverhältnisse geordnet seien.

Plötzlich war er auf den Einfall gekommen, Dankelberg zu schreiben, er möchte mit Felix sprechen, ob dieser nicht Bürgschaft für die ganze Summe übernehmen wolle, bis auf spätere Zeiten, so daß er, Arthur, vorläufig von seinen Verpflichtungen entbunden sei und mit gutem Gewissen die Erklärung abgeben könne, er habe im Augenblick keine

Schulden. Das war damals gewesen, als der Alte oben auf der Gallerie im Ballsaal beiläufig erwähnt hatte, Arthur wolle zur Kriegsakademie.

Die Antwort darauf war, daß Dankelberg kurz schrieb, „Herr Referendar Trolla“ bedaure sehr, darauf nicht eingehen zu können. Er sei beauftragt, ihm hiervon Mittheilung zu machen.

„Siehst Du, mein Junge, das hatte mir den Rest gegen Dich gegeben.“

Felix war starr. Er konnte nicht mehr an sich halten. Der elementare Zorn des schwer Getäuschten erfaßte ihn, der seine Ehre dreifach in den Koth gezogen sieht. Er wollte auf der Stelle zu Dankelberg hinuntereilen, ihn zur Rede stellen, ihm seine maßlose Verachtung ins Gesicht schleudern und ihm die bestimmte Erklärung abgeben, daß er durch diese elende Handlungsweise seine augenblickliche Lage nur verschlimmert habe, und daß er, Felix, den Spieß nun umdrehen werde, um sein Schuldconto rücksichtslos zu belasten.

Aber die Bitte seines Bruders hielt ihn zurück. Arthur hatte Recht: dadurch wurde Nichts erreicht. Wenn Dankelberg noch mehr gereizt wurde, so trieb er seine Unbarmherzigkeit auf die Spitze — diese Unbarmherzigkeit einer niederen Creatur, die,

wenn sie mitgerissen wurde, mit einem letzten Sprunge noch den Gegner in die Tiefe zog. So mußte man also sorgsam überlegen und diplomatisch zu Rathe gehen, um einen Ausweg zu finden.

Die Brüder schwiegen sich aus, gleich zwei Menschen, die über die Lösung eines dunklen Räthsels in tiefes Brüten versunken sind. Lieutenant Trolla blickte vor sich auf den Teppich, der Rechtsanwalt jedoch betrachtete ihn mit stiller Wehmuth. Was für ein famoser, hübscher Junge, der da vor ihm saß wie am Rande eines Abgrundes, über den er nicht hinweg konnte. Und doch winkten ihm jenseits Ehren, Auszeichnungen und vielleicht auch Glück und Ruhm.

Nein, dieser gesunde Junge durfte nicht fallen. Dunkel dämmerte Felix ein Plan, der ihn allmählich zu beherrschen begann.

Lieutenant Trolla erhob sich und reichte Felix die Hand. „Verzeihung, Bruder, für Alles, was ich Dir an den Kopf geworfen habe. Aber wie die Sache nun einmal lag —.“

Rechtsanwalt Trolla ließ ihn nicht ausreden, sondern zog ihn an sich in seine Arme. Beide tauschten Küsse aus. Endlich hatten sie sich wieder ganz gefunden in alter, brüderlicher Liebe.

„Wieviel hast Du denn im Ganzen bekommen?“ fragte Felix dann.

„Ungefähr Zehntausend.“

„Und wieviel schuldest Du jetzt?“

„Netto Achtzehntausend.“

Während Felix mit Ausrufen der Ueberraschung vor ihm auf- und abschritt, fuhr Arthur fort: „Zuletzt schrieb ich nur blindlings drauf los, in der Erwartung, er würde mir wenigstens annähernd die volle Summe schicken. Aber er prostete mir etwas. Schließlich verließ ich mich auf Dich, denn er schrieb mir jedesmal, daß ich ganz beruhigt sein könnte, denn Du bekämst die Papiere zu sehen. Er wollte jedesmal das Fehlende nachsenden, vergaß es aber wohlweislich.“

Felix war gerade dabei, Dankelberg mit einigen Bezeichnungen zu belegen, die in keinem Lexicon zu finden sind, als es leise klopfte und Emmy mit einem silbernen Tablett hereintrat, auf dem eine Flasche Wein und zwei Gläser standen.

Sie hatte, als das Mädchen Arthur geöffnet hatte, durch die Spalte der Stubenthür geblickt und nach der Photographie sofort ihres Mannes Bruder erkannt. Nun wollte sie es sich nicht nehmen lassen, den heißersehnten Gast selbst zu bedienen, erfüllt

von dunkler Ahnung, daß es mit diesem unerwarteten Auftauchen des Lieutenants besondere Bewandtniß haben müsse.

Etwas eingeschüchtert blieb sie an der Thür stehen, nachdem sie mit einem freundlichen Lächeln „Guten Morgen“ geboten hatte. Arthur machte eine stilvolle Verbeugung, Felix jedoch zwang sich zum liebenswürdigen Vorstellen. Noch unter dem Eindruck der Enthüllung des Bruders, kam ihm diese Störung etwas ungelegen, und so war er kürzer angebunden, als er es wollte.

Sie aber, in reizender Morgentoilette, übte ihren Zauber aus. „Gestatten Sie, Herr Lieutenant, daß ich Sie herzlich willkommen heiße in unserm Heim,“ begann sie und stellte Flasche und Gläser auf den Tisch. „Sie werden gewiß große Vorurtheile gegen mich mitbringen, aber was in meinen schwachen Kräften steht, soll geschehen, um dieses Vorurtheil zu zerstreuen.“

Und während sie zwei Gläser vollschänkte und ihn bat, es nicht als aufdringlich zu betrachten, wenn sie ihn bitte, sich nach der weiten Fahrt durch einen Schluck zu stärken, fuhr sie fort: „Vielleicht steige ich in Ihren Augen, wenn Sie in mir nur die Frau Ihres Bruders sehen.“

Verletzt durch die Frostigkeit ihres Mannes, nickte sie abermals freundlich und ging wieder hinaus.

„Du kannst ihn ruhig trinken, er ist von mir bezahlt,“ sagte Felix dann, ärgerlich über sich selbst, sie nicht zum Bleiben aufgefordert zu haben. „Profit, mein Junge — auf unser Hannover, unsere Heimath und unsere Mutter.“

„Profit,“ fiel Arthur ein, trank aber nicht gleich. Das gefüllte Glas in der Hand, blickte er auf die Thüre, hinter der Emmy verschwunden war. „Hör' mal, ich hatte sie mir ganz anders vorgestellt,“ sprach er weiter.

„Doch nicht etwa schief?“ fragte Felix bissig.

„Das nicht, aber sozusagen mit dem Odium der Dankelbergs behaftet — verschmitzt und linkisch. Pardon, ich scherze ja nur.“

„War sie auch, mein Junge,“ warf Felix lächelnd ein. „Ich habe sie idealisirt. Du hast es ja gehört, wie sarkastisch sie sich gleich einführte. Sie meinte eben, daß ein Trolla niemals schlecht wählen könne.“

„Das hat mir gerade imponirt . . . Merkwürdig, wie die Launen der Männer sich gleich ändern, sobald mit Chic ein Weib hinein platzt.“

Doctor Trolla lächelte aufs Neue, diesmal innerlich beglückt. Wenn man ihm nur seine Frau zufrieden ließe, dann würde sich auch alles Andere finden. Er hatte heute Vormittag auf dem Gericht nichts zu thun, so konnte er also den Bruder spazieren führen, um sich ihm einmal gehörig zu widmen.

Sie wollten Beide irgendwo in der Stadt zu Mittag speisen, nachdem Felix in seinem Büreau vorgesprochen haben würde.

„Empfehle mich Deiner Frau," sagte Arthur, „wenn ich bitten darf, mit einem auf Wiedersehen."

Doctor Trolla nickte, holte seine Garderobe herbei und ging dann ins Nebenzimmer, um sich von Emmy zu verabschieden.

Er fand sie weinend am Fenster sitzen.

XIII.

Am andern Tage kam die Auseinandersetzung zwischen Trolla und seiner Schwiegermutter, die er mit Absicht herbeigeführt hatte. Mutter und Tochter weinten. Die Alte namentlich verschanzte sich immer aufs Neue hinter Thränen. Die Sache mit der Erbschaft sei doch eigentlich nur eine Nothlüge gewesen, um ihm das Leben zu erleichtern. Emmy sei eigentlich schuld daran, denn sie habe so sehr darum gebeten. Trolla könne ja Alles wieder gut machen, indem er den Wunsch ihres Mannes erfülle und sich seiner Sache annehme.

„Wenn Sie wüßten, wie er unten herum läuft, auf uns Alle tobt, dann würden Sie Erbarmen haben. Es ist ihm ja nur darum zu thun, seinen Willen zu haben. Etwas Dankbarkeit könnten Sie ihm auch entgegenbringen."

Trolla schüttelte unbarmherzig mit dem Kopf. Jetzt wohl noch, nachdem er auch seinem Bruder die

15*

Kehle zugeschnürt habe? Niemals. Gerechtigkeit müsse es geben.

Aber während er äußerlich hart blieb, war er im Innern von Milde erfüllt, die aus dem Unglück Arthurs hervorgegangen war. Er sehnte förmlich noch ein Zusammtreffen mit Dankelberg herbei, um den Versuch zur Rettung des Bruders zu machen.

„So sehen Sie doch wenigstens Ihre Frau an. Thut die Ihnen denn nicht leid?“ fuhr die Alte jammernd fort und wies auf Emmy, die mit feuchten Wangen in einer Ecke saß.

Ohne etwas ausgerichtet zu haben, ging sie dann, zwar mit lautem Seufzen, aber doch mit dem stillen Selbstgeständniß, durch ihr fortgesetztes Lügen sich selbst am meisten belogen zu haben.

Es war am Abend, als Emmy vor ihrem Mann die Hände rang. „Rette ihn,“ flehte sie. „Eine innere Stimme sagt mir, daß Du allein dazu im Stande bist. Vergiß nicht, daß es mein Vater ist, der er auch bleiben wird, mag er gethan haben, was er will. Wenn Du mich nur ein wenig lieb hast, wirst Du es thun.“

Er blieb stumm.

Plötzlich konnte sie nicht mehr zurückhalten mit Dem, was sie ihm so gern verschwiegen hätte.

„Damals, vor Jahren, als Du das Geld für Deinen Bruder brauchtest und Papa es Dir nicht geben wollte — damals lag ich ihm zu Füßen, wie ich Dir jetzt. Es war in der Nacht, Du wirst mein Weinen gehört haben. Da streckte er die Hand aus und schlug mich. Und ich ertrug die Schläge um Deinetwillen. Denn ich liebte Dich mit ganzer Seele, wie ich Dich heut' noch liebe und immer lieben werde, wenn ich auch schwer unter Deiner Verachtung meines Vaters leide."

Sie konnte nicht mehr weiter. Unaufhörliches Schluchzen ging wie ein Sturm durch ihren Körper.

Tief erschüttert hob er sie auf, Thränen der Reue um sie in den Augen. Wie ein Kind nahm er sie in seine starken Arme und trug sie auf das Ruhebett. Was mußte sie Alles stumm gelitten haben, wenn sie dieses Bild grenzenloser Aufregung bieten konnte.

„Beruhige Dich nur, ich will es thun." Er strich ihr das Haar aus der Stirn und trocknete ihr die Thränen mit seinem Taschentuch. Plötzlich fühlte er seine Hand an ihre Lippen geführt.

Es geschah zum zweiten Mal in seinem Leben, daß ein Weib ihm die Hand küßte, und jedesmal mit Gefühlen der Liebe und heißen Dankes. Wie

seltsam ihn das berührte. War er schlechter, als er sich dünkte? Mußte Weibessinn erst seine Männlichkeit erwecken? In diesem Augenblick kam er sich selbst erniedrigt vor. Wollte er wirklich groß sein, so mußte er auch groß denken.

Er ging hinunter zu Dankelberg.

„Na, da sind Sie ja, Herr Doctor. Ich wußte, daß Sie kommen würden," begann der Alte sofort und bot ihm einen Stuhl an. „Hat sich der Trotzkopf gelegt?"

Trolla, blaß vor Erregung, überlegte einige Augenblicke, ob er umkehren solle. Dann aber standen ihm Weib und Bruder vor Augen, und so blieb er, Verachtung im Herzen, aber Klugheit auf der Lippe.

„Ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen," sagte er, während er fühlte, wie seine eigene Unwürdigkeit ihm langsam das Gesicht erhitzte. „Ich will Ihre Sache führen, denn eine gute Vorsehung, die mich niemals belogen hat, sagt mir, daß ich Sie freibringen werde."

Er schloß die Augen und sprach, erschreckt von seinem eigenen Seelenbilde, in diesem Zustand weiter: „Denn ich werde für Sie sprechen mit hundert Zungen, als von einem Manne, der einst in seinem Leben

auch mir selbstlos geholfen habe. Ich werde Sie hinstellen als einen Geber in Nöthen, aber als einen, der mit rauhem Wort aber freudigen Herzens gab, und als einen Verkannten, der großen Werth darauf legt, daß die Welt erfahre, er sei Mitglied des Vereins gegen Verarmung und Bettelei."

Dankelberg stieß ihm in die Rippen. „Sie Schäker Sie! Sie sind mir doch noch über. Reden können Sie ... Weshalb nicht gleich so? Ein Rechtsanwalt muß immer Haare auf den Zähnen haben, auch wenn er ein Bischen dabei schwindelt."

Er lachte breit und ordinair auf, und da er dicht vor Trolla saß, schlug er ihm klatschend aufs Kniee. „Ich habs ja gewußt, daß wir uns noch finden würden ... Und nun sagen Sie mir, was Sie haben wollen. Umsonst soll selbst mein Schwiegersohn nichts thun."

Trolla öffnete die Augen und sah ihn durchdringend an. „Die Wechsel meines Bruders," sagte er dabei langsam und gedehnt — „meines geliebten Bruders, dessen Leben in Ihren Händen steht, und dessen Tod ich an Ihnen rächen würde, so wahr ich glaube, daß es eine Vergeltung für alle guten und schlimmen Thaten giebt."

Um seine Lippen zuckte es. Seine großen braunen

Augen erschienen vergrößert, und hell leuchtete aus ihnen die Wahrheit seiner Worte.

Dankelberg blieb ganz ruhig. „'n Bischen viel," sagte er dann, „aber dumm sind Sie nicht, das sehe ich wieder."

Trolla biß die Lippen aufeinander und sah ihn unerschütterlich an.

„Und Ihr Ehrenwort dafür, daß Sie meine Sache auch führen ..."

„Mein Ehrenwort — auch schriftlich."

Dankelberg sah an ihm vorbei, denn er fühlte den Stich der letzten Worte. „Nein, schriftlich ist nicht nöthig," winkte er ab. „Sie halten Ihr Ehrenwort auch so, das weiß ich."

Er erhob sich, trat ans Fenster und ging einige Minuten mit sich zu Rathe. Dann war er mit sich einig. Besser schon, er biß in diesen sauren Apfel und brachte das große Opfer, ehe diese braunen Augen ihre Drohung wahr machten. Mit solchen Leuten, die seine Hilfe ganz falsch auffaßten, und ihm selbst die Schlinge legen konnten, wollte er sich gewiß nicht wieder einlassen. Zehn Andere, Dumme, mußten dafür doppelt bluten. Die Hauptsache aber war: sein Schwiegersohn trat öffentlich für ihn ein. Darum war es ihm hauptsächlich zu

thun, schon um Schneiders willen, der ihn ganz gehörig gefoppt haben würde.

So aber konnte er vor ihn und vor die Uebrigen von der „Gilde“ treten und ihnen prahlerisch zurufen: „Nun seht einmal, was sagt Ihr nun? Habe ich ihn nicht gut erzogen?“

Er ging nach hinten an seinen Schreibsecretair und suchte die Wechsel hervor, die er am Tage vorher von Schneider geholt hatte. Merkwürdiger Weise war er bereits selbst auf den Gedanken gekommen, zu allerletzt damit hervorzurücken, falls Trolla wirklich hartnäckig bleiben sollte.

„Hier, Herr Doctor, grüßen Sie mir Ihren Bruder. Ich wünsche ihm alles Gute.“

„Danke,“ sagte Trolla kurz und wollte sich verabschieden.

Dankelberg hielt ihn noch zurück. „Sehen Sie, nun habe ich mir das Recht doch gekauft,“ sagte er mit seiner unausstehlichen Pfiffigkeit.

Laura ging durchs Zimmer, hatte die Worte gehört und lachte kurz auf.

„Ihr Recht, nicht das Recht,“ gab Trolla kalt zurück und ging, verfolgt von dem verblüfften Blick des Alten.

Draußen blieb Trolla einige Augenblicke auf-

athmend stehen. Dann stieg er langsam die Treppe zu seiner Wohnung empor, ruhig und ohne Erregung. Weshalb auch hadern mit sich selbst? Die Themis, die ihn in dieses Haus geführt hatte, war vernichtet von seiner Hand. Wie die Gerechtigkeit auf Nimmerwiedersehen aus diesem Hause hinausgeflogen war, so würde auch er bald hinausziehen, Seite an Seite mit seinem Weibe, zwar arm aber doch makellos. Weiter tappen würde er an die Krippe, wie so viele Hundert vor ihm, deren Ideale langsam im Daseinskampfe erstorben waren.

Und er mußte an den Ausspruch des armen Kneipenmädchens denken, das dumm in Unschuld und Schande mit natürlichem Instincte das Richtige getroffen hatte.

Wie viele waren sehend und liefen doch mit verbundenen Augen herum, das Recht im Herzen, ohne es jemals zu wägen und zu vertheidigen!

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Es gelang ihm, durch einen scharfsinnigen Schriftsatz, den er zu den Acten der Staatsanwaltschaft einreichte, die Behauptungen in der Anzeige stark zu erschüttern. Als er eines Tages die Nachricht bekam, daß durch Gerichtsbeschluß die Er-

öffnung des Hauptverfahrens gegen Dankelberg abgelehnt sei, athmete er tief und lang auf, als hätte ein erlösender Strom seinen Körper neu belebt.

Trotz aller Freude konnte sich der Alte den Aerger darüber nicht verkneifen, Wochen hindurch um Nichts in Angst geschwebt zu haben. Wie dumm war er gewesen, sich so einschüchtern zu lassen und wie theuer war ihm die Sache zu stehen gekommen! Das hätte er ahnen sollen, er würde sich schön gehütet haben, „den Hannoveraner“ so billig los zu lassen.

Er wüthete, zeigte sich tagelang zu Hause von der unausstehlichsten Seite, erstickte dann aber seinen Aerger in gutem Cognac. Trotzdem renommirte er mit seinem „Schwiegersohn, dem Rechtsanwalt“ wacker zu Schneider, dem er aufgebunden hatte, die Wechsel seien auf Heller und Pfennig eingelöst worden. Was brauchte dieser Augenverdreher auch von seiner „Schwäche“ zu wissen. Lieber zahlte er ihm den Profit baar aus der Tasche, ehe er den Spott ertrug. Das nächste Mal wollte er schon vorsichtiger sein, vorausgesetzt, daß er sich noch herbeiließ „mitzumachen“. Er hatte ein Haar darin gefunden und trug sich diesmal ernstlich mit der Absicht, mit Anstand seine „sauer verdienten“

Zinsen zu verzehren. Vielleicht ließ sich dann dieser „Dickkopf von Doctor“ doch noch eines Tages herbei, ihn mehr zu respectiren oder doch später 'mal wenigstens seiner Bahre zu folgen.

Monate waren vergangen. Trolla hatte auf die Wohnung, die er anfänglich neben seinem Büreau haben wollte, verzichtet, weil er sich hinausgesehnt hatte nach dem Westen mit mehr Luft und Licht.

Es war bei Beginn des Sommers, eines Abends nach Stunden der Mühe und Arbeit. Er stand Arm in Arm mit Emmy auf dem kleinen Balcon im dritten Stockwerk des Eckhauses, von wo aus man einen weiten Blick über Platz und Straßen hatte.

Unter ihnen dampfte Berlin, noch naß von dem warmen Regenschauer, der die Hitze gelöscht hatte und mit seinem letzten Dunst über den Dächern hing. Abgeklärt und balsamisch rein war die Luft, in feuchtem Grün prangten und lockten die Gärten.

Beide sprachen von der Reise nach Hannover, die sie endlich in diesem Jahre ausführen wollten, nachdem die Regierungsräthin sie darum gebeten hatte. In Frieden sonnten sie sich innerlich bei diesem Gedanken.

„Bist Du nun glücklich?“ fragte er lächelnd.

„Unendlich, mein Lieber“, gab sie zurück und schmiegte sich an ihn.

Als er in ihre Augen sah, glaubte er aus ihnen noch all' jenes stille, seelische Leid der letzten Jahre zu lesen, das sie getreulich mit ihm getragen hatte.

Sein Blick schweifte wieder in die Ferne, über die Riesenstadt, mit ihren unergründlichen Tiefen, mit ihren Freuden und Leiden, mit dem Laster, das vermummt in hunderterlei Gestalt durch die Menge schlich und die Guten und Reinen streifte, ohne daß sie es wußten. Wucher, Geiz und Sünde reckten die dürren Hälse und umstrickten den Edlen, bis er sich wehrlos ihnen ergab.

Aber er wollte sich nicht mehr schwarzen Gedanken hingeben, jetzt nicht mehr, wo er tagtäglich redlichen Lohn für seine Arbeit fand. So wie der Regenbogen sich nun mit leuchtenden Farben über den Häusern zeigte und den Schmutz der Erde noch durchflimmerte, so gab es auch Etwas, das die dunkle Vergangenheit hinüber in eine lichte Zukunft führte. Und das war die Liebe zwischen Mann und Weib, die in Treue begann und in Treue verharrte; die hinauswuchs über alle kleinliche Dinge des Daseins und der einzigen Be-

friedigung zustrebte, dem auch die Großen nicht entgehen konnten: dem Glück im Heim.

Er zog seine Frau an sich und küßte sie sanft und zärtlich.

Unten blinkte eine Uniform. Es war Arthur, der als neugebackener Kriegsakademiker ihnen heute seine Aufwartung machen wollte. Sie winkten fröhlich hinunter.

Dann traten sie Arm in Arm hinein in ihre vier Wände, die für sie die Welt im Kleinen war.

Sie setzte sich an den offenen Flügel und schlug im Uebermuth rasch einige Accorde an. Und er that im Stehen dasselbe. Die Musik hatte sie zusammengeführt, die Musik sollte auch ihre Trösterin bleiben.

(Ende.)

A. Rietz & Sohn, Naumburg a. S.




COLUMBIA UNIVERSITY
0035531711

